

Zeit

Oder Geld

Zeit

Zur Entscheidung

Autorin Nina Pauer über die Angst, im Jetzt das Später zu verbauen. **26**

20 Stunden arbeiten. Studium als Nebenjob auf Seite **9**

Philosophin Gabriele Geml über die Sehnsucht nach Entschleunigung. **29**

Die Refugees verdienen Solidarität. Und Unterstützung der Politik. **14**

Verschärfte Konkurrenz

Wie die Unis ihren Nachwuchs vergraulen

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO,73



NICHT ZU GLAUBEN.

Sondern, um zu wissen.

Hol dir jetzt die ganze Vielfalt der „Presse“
von Montag bis Samstag, gedruckt und
digital um nur 9,90 € pro Monat.

E-Mail: aboservice@diepresse.com
Tel.: 01/514 14-70

STUDENTEN

AKTION!

9,90

~~30 €~~
PRO MONAT



[DiePresse.com/uni13](https://www.diepresse.com/uni13)

Das Angebot kann nicht auf bestehende Abonnements angerechnet werden und gilt nur im Inland mit gültiger Matrikelnummer.

Cover

Kein Geld, kein Job. Wer die Laufbahn als WissenschaftlerIn einschlagen will, benötigt in jungen Jahren eine große Portion Idealismus und Durchhaltevermögen – denn die Bedingungen für JungwissenschaftlerInnen sind prekär und oft aussichtslos. Es mangelt an finanzieller und sozialer Unterstützung. Klara und Pauline haben sich trotzdem dafür entschieden.

Bildung

08 ZEIT ODER GELD. Studium als Nebenjob: Für viele ist aufgrund der finanziellen Situation nichts anderes möglich.

10 WER AUSBRENNT, MUSS GEBRANNT HABEN. Zu viele Bühnen auf einmal: Aus dem Burnout-Kreislauf zu entfliehen, bedeutet bewusste Entschleunigung des Alltags.

11 AUSLAUFMODELL SONDRSCHULE? Laut dem *Nationalen Aktionsplan Behinderung* soll inklusive Bildung in Österreich aktiv gefördert werden. Ob die Sonderschule dabei behilflich oder hinderlich ist, ist umstritten.

12 WELCHES STIPENDIUM HAST DU ERHALTEN? Studieren ist für viele nur mit finanzieller Unterstützung möglich. Die Kriterien für Stipendien sind aber den wenigsten bekannt.

Politik

14 WENN ALLES AM SPIEL STEHT. Der Protest der Refugee-Bewegung wird von den politisch Verantwortlichen ignoriert und totgeschwiegen. Trotzdem ist er sehr lebendig. 64 Refugees kämpfen nach wie vor für ihre Rechte und ums Überleben.

16 LAST EXIT FRAUENHAUS. Gewalt passiert Frauen am häufigsten im engsten sozialen Umfeld – der Familie. Claudia Aurednik hat mit zwei Betroffenen und der Leiterin der *Autonomen Österreichischen Frauenhäuser* gesprochen.

18 SHORT BITES. Infos abseits des Mainstreams.

Dossier

Das Ideal des frei entfalteten Individuums prägt unsere Generation – dabei kippt Kreativität schnell um in Selbstoptimierung auf dem Boden des Prekariats. Im Dossier fragen wir nach dem Reiz der creative industry, nach dem Wunsch, etwas zu tun, das eigentlich gar nicht Arbeit ist – und meist auch dementsprechend mies entlohnt wird. It is a hard way to make an easy Living: auf den Seiten 20 bis 26.

20 KREATIV AUF KNOPFDRUCK. Kleine Kulturgeschichte der Kreativität.

21 A HARD WAY TO MAKE AN EASY LIVING. Warum die Kreativbranche wie Poker-Spielen ist. Ein Kommentar von Simon Sailer.

22 „DAS IST DANN KEINE KUNST MEHR.“ Die MusikerInnen Joyce Muniz, Martin Unterlechner aka *Mosch (DuzzDownSan)* und Katie Trenk (*Sex Jams*) im Gespräch über Schaffensdruck in der österreichischen Musiklandschaft.

24 TOASTBROT UND CHAMPAGNER. Eine Arbeit zu haben, die selbsterfüllend ist und glücklich macht: Das ist der Traum vieler junger Menschen. Der Preis dafür ist aber nicht selten Selbstausbeutung und Prekariat.

26 DAS FALSCHHE JETZT, DAS RICHTIGE SPÄTER. Autorin Nina Pauer im *progress*-Gespräch über die Generation, die ständig Angst hat, sich falsch zu entscheiden.

Feuilleton

28 KURZE WELLE, LANGER ATEM. Die Peruanerin María Julia alias „Maruja“ Venegas Salinas ist mit 97 Jahren die älteste Radiosprecherin der Welt.

29 EINE FRAGE DER ZEIT. Die Philosophin Gabriele Geml im Gespräch mit Mara Malischnig über Freiheit, Stress und Dauer.

30 HOLY WATER. Zwei Milliarden Menschen leiden an seiner Knappheit, 71 Prozent der Erdoberfläche ist damit bedeckt und es ist das Lieblingsgetränk der ÖsterreicherInnen: Wasser.

32 MIT GEBORGTEN HÄNDEN. Durch die Persönliche Assistenz wird vielen behinderten Menschen ein selbstbestimmteres Leben ermöglicht.

34 GENUG VON AUSLÄNDERINNENHETZE. Zwei UnterstützerInnen des Refugee Camps geben Einblick in die Bewegung und erklären, was sie wütend macht.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Stress, kein Geld und dann auch noch der Kreativitätszwang, quasi auf Knopfdruck scheißen zu können – diese Themen ziehen sich wie ein roter Faden durch das aktuelle *progress*. Unsere Covergeschichte geht der prekären Situation von JungwissenschaftlerInnen nach und unser Dossier fragt: Warum zieht es uns so oft in jene schlecht abgesicherten Bereiche der creative industry? Ist es der Wunsch, sich mit der Nische des Prekariats aus dem sonst so tristen Alltagsleben freizukaufen? Wer danach Entspannung braucht: Auf Seite 10 geben wir Tips, die das Ausbrennen trotz des Alltagsstresses verhindern können.

Was unsere Redaktion betrifft, so holen wir für euch unsere bisherige Autorin Simone Grössing vor den Vorhang: Sie wird ab April Flora Eder ablösen und gemeinsam mit Vanessa Gaigg als Redakteurin für spannende Texte, schöne Fotos und die Betreuung der AutorInnen im *progress* sorgen.

Was uns sonst noch am Herzen liegt? Die Solidarität mit dem Protest der Refugees und die weitere Berichterstattung darüber. Darüber könnt ihr in dieser Ausgabe auf den Politikseiten und in unserem Gastkommentar lesen.

In diesem Sinne antirassistische Grüße,

Eure Redaktion

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe 02/2013

Erscheinungsmonat: März

MedieninhaberIn: Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Chefinnenredaktion: Flora Eder, Vanessa Gaigg

AutorInnen dieser Ausgabe: Claudia Aurednik, Benjamin Breitegger, Anna Ellmer, Verena Ehrnberger, Stephan Grigat, Simone Grössing, Kati Hellwagner, Esther Jauk, Oona Kroisleitner, Philipp Lindner, Mara Malischnig, Jan Marot, Elisabeth Mittendorfer, Michael Poigner, Julia Prummer, Simon Sailer, Louis Reumann, Sarah Scalet, Christina Uhl, Barbara Wakolbinger

Cover: Johanna Rauch

Dossier: Fabian Weiß

S 7: Fabian Weiß

S 13: Christian Valuch

Seite 27: Luiza Puiu

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann



Pauline zog für eine PhD-Stelle von Paris nach Wien und sieht ihre Dissertation als gute Überleitung zwischen Studium und Arbeit.

Kein Geld, kein Job. Ist das Wissenschaft?

Neugier und Passion, Begabung und Mut – diese Eigenschaften werden als ideale Voraussetzung für eine wissenschaftliche Laufbahn gehandelt. Entmutigt werden junge WissenschaftlerInnen trotzdem an allen Ecken und Enden.

Klara* kocht Kaffee. Sie ist müde: „Ich habe bis spät in die Nacht gearbeitet.“ Neben ihrem Schreibtisch in ihrem WG-Zimmer in einer geräumigen Wiener Altbauwohnung liegt eine dicke Mappe, auf der in glänzenden Lettern groß PHD steht. Letztes Jahr hat Klara, wie unzählige andere Studierende, unter dem Druck auslaufender Diplomstudienpläne, ein sozialwissenschaftliches Studium an der Universität Wien abgeschlossen und stand damit vor der Frage: „Was nun?“ PhD lautete in Klaras Fall vorerst die Antwort, die ihr selbst noch nicht so ganz geheuer ist.

„Insgesamt sind die Aussichten alles andere als gut“, konstatierte der Präsident des *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* (FWF), Christoph Kratky, letztes Jahr bei den konservativen *Alpbacher Technologiegesprächen* in Bezug auf wissenschaftliche Karrieren. Ein Jahr zuvor hatte der Chemiker seinem Sohn öffentlich davon abgeraten, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Unsicherheit ist der wissenschaftlichen Praxis grundsätzlich inhärent, weil Fragen gestellt werden, ohne zu wissen, wohin die Suche nach Antworten führt. In den letzten Jahren hat jedoch eine andere, sehr konkrete Form der Unsicherheit Einzug in das Leben vieler Forschender und Lehrender, und jener, die es noch werden wollen,

genommen. Im Allgemeinen sei die Wissenschaftslandschaft in Österreich heute davon geprägt, dass die Universitäten im Zuge ihrer Autonomisierung zu selbstständigen Einheiten wurden, „die miteinander in Wettbewerb stehen, die sich rechtfertigen müssen, was sie mit ihrem Geld machen, Erfolge messbar machen und Pläne vorlegen müssen“, erklärt die Wissenschaftsforscherin Ruth Müller im *progress*-Gespräch: „Und das hat maßgebliche Konsequenzen auf allen Ebenen der Wissensproduktion.“ Die unternehmerische Universität braucht Maßstäbe für Erfolg und Exzellenz und soll gleichzeitig angesichts ihrer Unterfinanzierung sparen: Das Lukrieren von Drittmitteln, quantifizierbare Forschungsergebnisse wie Publikationszahlen, Projektarbeit und befristete Arbeitsverträge wurden zu neuen Paradigmen des akademischen Feldes.

KONKURRENZ. Wer heute in die Wissenschaft geht, setzt sich einer verschärften Konkurrenz um Publikationen, Förderungen sowie eine schwindende Anzahl guter und sicherer Posten aus – ein System, das unweigerlich eine beträchtliche Anzahl an NachwuchswissenschaftlerInnen früher oder später über den Rand fallen lässt. Nichtsdestotrotz versuchen junge Menschen mit vielfältigen Motiven und Interessen in der Wissenschaft Fuß zu fassen und wagen damit

einen Schritt auf unsicheres Terrain. „Ich wollte eigentlich nicht Dissertation schreiben“, sagt Klara: „Nochmal vier Jahre allein im Kammerl zu sitzen und vor mich hin zu schreiben, darauf hatte ich zumindest unmittelbar jetzt keine Lust. Außerdem war ich mir total unsicher, ob ich überhaupt in diesen Wissenschaftsapparat einsteigen möchte.“

Denn das Leben als Jungwissenschaftlerin sei kein rosiges. Es werde im Allgemeinen „komplette Hingabe“ erwartet, so Klara: „Also Wissenschaft – das ist kein Job, das ist ein Leben. Und das macht mir eben auch so Angst. Es wird erwartet, dass du außerhalb der Arbeitszeiten arbeitest, dass du ständig publizierst, und zwar bei schlechter Bezahlung. Es wird erwartet, dass man sich selbst ausbeutet.“ Die andere Seite der Medaille ist für Klara jedoch die Freude an der wissenschaftlichen Tätigkeit: „In verschiedene Lebenswelten einzutauchen und zu versuchen, sie zu verstehen, macht mir Spaß. Und Forschung ist für mich ein bisschen wie ein Puzzle – aus vielen kleinen Teilen entsteht ein größeres Ganzes und den Bildern und Geschichten wird damit Sinn gegeben.“

Damit verbindet sie auch einen politischen Anspruch: „Ich möchte Fragen stellen, die eine politische Relevanz



„Universitäten stehen miteinander im Wettbewerb, müssen Pläne vorlegen und Erfolge messbar machen“, kritisiert die Wissenschaftsforscherin Ruth Müller.

haben.“ Und Klaras Diplomarbeitbetreuerin hat ihr schließlich ein Angebot gemacht, zu dem sie sagt: „Ich hatte das Gefühl: Ich kann das jetzt nicht ablehnen.“

UNSICHERE VERHÄLTNISSE. Deshalb arbeitet Klara nun gemeinsam mit Kolleginnen an einem Antrag für ein Forschungsprojekt, in dessen Rahmen sie ihre Dissertation schreiben möchte. Das bedeutet mehrere Monate intensiver Arbeit an der Entwicklung einer innovativen Fragestellung, was sich immer wieder anfühle, als müsse man „das Rad neu erfinden“. Das bedeutet auch ein Jahr finanzieller und persönlicher Unsicherheit und neben dem Gefühl, eine große Chance bekommen zu haben, stehen immer wieder auch Zweifel und Ängste: „Einerseits hängt über allem dieses Projekt ‚Dissertation‘ und andererseits kein Geld, kein Job, unsichere Zukunft, kein geregelter Tagesablauf – das macht es schwierig, sich immer wieder selbst zu motivieren.“ Bis zu einer Entscheidung, ob das Projekt finanziert wird, kann noch ein halbes Jahr vergehen, das Klara mit unbezahlten Praktika und kleineren Jobs zu überbrücken versucht.

Um ähnlichen Herausforderungen aus dem Weg zu gehen und keine Zeit zu verlieren, hat sich Pauline im Unterschied zu Klara bewusst gegen eine Mitarbeit an der Entwicklung und Beantragung eines Forschungsprojekts entschieden, bevor daraus – „eventuell“ – die Möglichkeit einer Finanzierung für eine Dissertation erwächst. Pauline hatte allerdings auch die Wahl und nach anfänglichen Zweifeln den Eindruck, dass „alle Türen offen stehen“: Als Abgängerin einer angesehenen und höchst selektiven französischen IngenieurInnenschule und Absolventin einer Disziplin, die nicht als Massenfach charakterisiert werden kann, hat die damals 22jährige Diplom-Ingenieurin und Expertin für Holz gerade einmal eineinhalb Monate lang nach einer PhD-Stelle gesucht. Dann hatte sie zwei Stellenangebote im deutschsprachigen Raum. Sie zog von Paris nach Wien um, trat eine durch Drittmittel finanzierte PhD-Stelle in einem Projekt an der BOKU an und war

zunächst verwundert, dass hier alle große Augen machten, wenn sie ihr Alter und ihre Arbeit in einem Atemzug erwähnte: „In meinem Umfeld in Frankreich ist das nicht außergewöhnlich.“ Wie das geht? Nach dem Baccalauréat – der französischen Matura – mit 17 oder 18, zwei harte Jahre „classe préparatoire“, dann drei Jahre in der IngenieurInnenschule, die Pauline im Vergleich dazu dann weitgehend wie ein Spaziergang erschienen sind. „Die Dissertation ist für mich jetzt schließlich eine gute Überleitung zwischen dem Studium und der Arbeit. Schließlich lernt man weiterhin und fängt gleichzeitig an zu arbeiten.“ Aus einem massiv verschulerten System kommend, ist es Pauline primär wichtig, im Rahmen ihrer Dissertation zu lernen, selbstständig zu arbeiten.

So beschäftigt sich Pauline nun seit einem halben Jahr mit der Entwicklung nachhaltiger Alternativen zu Plastik, lernt immer besser Deutsch und hatte bisher das Gefühl unter guten Bedingungen zu arbeiten: keine unentgeltliche Arbeit in der Freizeit, gute Bezahlung und eine kollegiale Atmosphäre. Das klingt zunächst nach der Realisierung des Traumes von Effizienz und Zielstrebigkeit im Rahmen innovativer und anwendungsorientierter Forschung – dabei scheint es allen Beteiligten zunächst gut zu gehen. Man könnte meinen, von Klaras Erfahrungen und Einschätzungen sei Paulines Situation weit entfernt. Und dennoch ist die Prekarität vor kurzem auch Teil von Paulines persönlichem und professionellem Horizont geworden. Denn das Unternehmen, mit dem Pauline im Rahmen ihres PhD-Projekts zusammengearbeitet hat, ist in Konkurs gegangen. Ende September hätte ihr Vertrag für ein weiteres Jahr verlängert werden sollen – nun ist unklar, wie das finanzierbar sein soll. Somit wird Pauline letztlich wohl doch nicht umhinkommen, entweder Projektanträge zu schreiben und Fördermittel zu lukrieren oder von neuem umzuziehen und sich in ein neues Thema einzuarbeiten.

DESTRUKTIVE DYNAMIK. Dass solch unsichere Verhältnisse einerseits die Betroffenen massivem

Druck und Stress aussetzen, und andererseits auch mit epistemischen und sozialen Konsequenzen einhergehen, die durchaus auch guter, innovativer und kritischer Wissenschaft im Wege stehen, betont Müller. Im Zuge ihrer Dissertation im Rahmen des Projekts *Living Changes in the Life Sciences* am Institut für Wissenschaftsforschung der Universität Wien hat sie unter anderem festgestellt, dass LebenswissenschaftlerInnen vor allem im Post-Doc-Stadium, das als besonders heikle Phase einer wissenschaftlichen Karriere betrachtet wird, angesichts des massiven Drucks, laufend Forschungserfolge vorzulegen und zu publizieren, dazu tendieren, sich mit „relativ sicheren“ Themen zu beschäftigen.

So reizvoll riskantere und innovativere Fragestellungen wären – junge WissenschaftlerInnen können sich diesen zusätzlichen Risikofaktor nicht leisten. „In seiner ganzen Radikalität manifestiert sich das darin, dass ProfessorInnen feststellen, ihre Karriere sei unter heutigen Bedingungen nicht mehr möglich, weil sie sich als Post-Doc zwei Jahre mit einem ungewöhnlichen Thema beschäftigt haben, das sich im Endeffekt als sehr fruchtbar erwiesen hat, zunächst aber keine verwert- und publizierbaren Ergebnisse hervorgebracht hat“, stellt Müller fest. Und während im Allgemeinen immer wieder betont wird, wie wichtig Innovation, Kreativität und Kollaboration für die Wissenschaft seien, zeigt Müller auch auf, dass die derzeitigen Bedingungen tatsächlich Tendenzen der Individualisierung befördern. Angesichts der verschärften Konkurrenz im Post-Doc-Stadium wird Teamarbeit beispielsweise aus Angst vor dem Verlust der ErstautorInnenschaft häufig vermieden. Potenzielle Synergien bleiben folglich oftmals ungenutzt.

KEINE KARRIERE MIT LEHRE. Die universitäre Lehre wird weitgehend in den Hintergrund gedrängt. Dass der Kultur- und Sozialanthropologe Igor Eberhard, der gerade dabei ist, seine Dissertation abzuschließen, von sich sagt, dass es vor allem seine Leidenschaft für die Lehre gewesen sein, die ihn trotz allem dazu veranlasst habe, im akademischen Feld



Den Kultur- und Sozialanthropologen Igor Eberhard hat vor allem seine Begeisterung für die Lehre auf der Uni gehalten. Für diese gibt es jedoch wenig Prestige und Anerkennung.

weiterzuarbeiten, steht im Kontrast zur aktuellen systemischen Logik der österreichischen Wissenschaftslandschaft. Eberhard lehrt nicht nur seit 2009 Vollzeit an der Universität Wien, sondern publiziert auch in Projekten mit Studierenden Sammelbände. Vom Schreiben der Texte bis zu Layout und Werbung wird alles gemeinsam gemacht – ein aufwändiger Prozess, im Zuge dessen alle gemeinsam viel lernen, erzählt er. Honoriert wird das allerdings nicht. Zusätzlich habe er immer auch geforscht sowie eigene Text publiziert, „aber im Grunde hätte ich karrieretechnisch betrachtet nie so viel Energie in die Lehre investieren dürfen“, stellt Eberhard heute fest: „Für den wissenschaftlichen Lebenslauf bringt das gar nichts. Es ist zwar wichtig, dass man Lehrerfahrung hat. Das steht in jeder Ausschreibung drin. Welcher Umfang, wie gut oder wie intensiv, das ist eigentlich nebensächlich. Im Vordergrund stehen Publikationen.“ Dennoch waren vor allem in sozialwissenschaftlichen Fächern jeweils auf ein Semester befristete Lehraufträge – meist in Kombination mit Stipendien, Projektarbeit und anderen Jobs – bisher vielfach eine Möglichkeit für JungwissenschaftlerInnen, sich ein Doktoratsstudium zu finanzieren.

Das Engagement der sogenannten „ExistenzlektorInnen“ und ihr Beitrag zum Funktionieren der Universitäten mögen jedoch noch so groß sein – Wertschätzung oder längerfristige Perspektiven erhalten sie von Seiten der Universitäten dafür bisher nicht. „In den Lebenswissenschaften lehren deshalb die wenigsten Leute auf der Junior-Ebene, weil das als etwas gesehen wird, was dich nur behindert. Und wenn du dann drei Papers schreiben und einen Kurs vorbereiten solltest, ist klar, wo die Prioritäten liegen“, stellt Ruth Müller fest. Dass diese Verhältnisse für die Qualität der Lehre letztlich nicht förderlich sind, erleben Studierende verschiedenster Fächer am laufenden Band.

SCHWERE ENTSCHEIDUNGEN. Angesichts der prekären Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses sei es umso wichtiger, sich der Tendenz zu Individualisierung zu entziehen, betont Eberhard: Der Austausch mit anderen Betroffenen stärke individuell und potenziell auch politisch. Als Mitglied der *IG LektorInnen und WissensarbeiterInnen* setzt sich Eberhard deshalb auch seit heuer im Betriebsrat der Universität Wien für die Interessen der LektorInnen und für eine Aufwertung der Lehre ein. Er will auch nach Abschluss seiner Dissertation weiter lehren und forschen: „Ich habe schon zu viel investiert, um jetzt aufzugeben.“ Dafür müsse er aber mit großer Wahrscheinlichkeit ins Ausland gehen, denn in Österreich fehlen einfach die entsprechenden Perspektiven und Möglichkeiten. Müller bringt die Problematik einer Entscheidung für die Wissenschaft auf den Punkt: „Man kann sich heute nicht mehr für eine wissenschaftliche Karriere entscheiden. Man kann sich dafür entscheiden, es zu versuchen.“

Für Klara und Pauline ist eine akademische Zukunft dementsprechend keineswegs in Stein gemeißelt: „Ich probiere das jetzt einfach und wenn ich merke, dass das nichts für mich ist und mich das nicht glücklich macht, dann muss ich eben wieder etwas anderes machen“, meint Klara, die sich auch vorstellen kann, im journalistischen Bereich zu arbeiten. Auch Pauline sieht ihre Zukunft nicht unbedingt in der Wissenschaft, sondern eher in einem Unternehmen: „Im Endeffekt sehe ich längerfristig wenige attraktive Möglichkeiten, in der akademischen Forschung zu bleiben.“

INSTITUTIONALISIERTES SCHEITERN. So schwer es ist, in den Wissenschaften Fuß zu fassen, so schwer kann es aber auch sein, sich wieder daraus zu verabschieden, weiß Müller: „Viele DissertantInnen sagen am Anfang, eigentlich weiß ich nicht so genau, wo ich in zehn Jahren sein möchte. Bereits im Zuge der

Auswahl von PhD-Studierenden gilt es jedoch unbedingt zu performen, dass du genau diese Berufung hast, in den akademischen Wissenschaften zu sein. Sonst gilt man nicht als förderungswürdig. Und was am Anfang vielleicht bei manchen eine Performanz ist, verselbstständigt sich häufig.“ Dann tatsächlich auszusteigen, ist ein Schritt, der oft als Scheitern betrachtet wird. Um sich davor zu schützen, ist es aus Müllers Sicht wichtig, sich selbst auch mit Alternativen zur Arbeit im akademischen Feld auseinanderzusetzen und sich bewusst zu machen, dass „dieses individualisierte Schaffen oder Versagen eine unglaublich mächtige Konstruktion ist“. Der aktuellen strukturellen Schieflage in den Wissenschaften ist mit persönlichem Engagement nur bedingt beizukommen, so Müller: „Es geht nicht darum, dass du nur gut genug sein musst und dann schaffst du es.“ Letztlich brauche es dringend eine Perspektivenänderung in den Institutionen, betont sie: „Hin zu einem ganzheitlicheren Begriff davon, was es heißt, WissenschaftlerIn zu sein, und einem Bewusstsein dafür, dass es ein komplexeres Set von Indikatoren braucht, die auch qualitativ sein müssen. Und es muss klar werden, dass Langfristigkeit auch wichtig ist.“

Anna Ellmer hat Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien studiert.

Linktipp:

IG LektorInnen und WissensarbeiterInnen:
<http://www.ig-elf.at/>

Projekt: Living Changes in the Life Sciences (gefördert durch GENAU/bmwf; Projektleitung: Univ. Prof. Ulrike Felt): <http://sciencestudies.univie.ac.at/forschung/abgeschlossene-projekte/living-changes-in-the-life-sciences/>

**Name geändert. Der vollständige Name ist der Redaktion bekannt.*

BILDUNG



Zeit oder Geld

Substandardwohnungen, Aushilfsjobs und trotzdem kein Geld. Vor allem für Studierende aus sozial schwachen Familien tun sich Lücken in Österreichs Sozialnetz auf.

Eine 30-Quadratmeter-Substandardwohnung in Wien Margareten, nur wenn man ein Brett über die Dusche legt, kann man gemütlich aufs Klo gehen. Geheizt wird mit einem Gaskonvektor, im Winter klettert die Temperatur oft nicht über 18 Grad. So wohnt Sina derzeit, sie lebt von 600 Euro im Monat. 290 Euro kostet die Miete für ihr Zimmer mit kleiner Küche im Vorzimmergang, 100 Euro Energiekosten kommen dazu. Die 26jährige Studentin zündet sich eine Zigarette an – auf dieses Laster möchte sie nicht verzichten. Etwa 100 Euro im Monat hat sie für Zigaretten veranschlagt, mehr als für Essen. In manchen Monaten kommt sie mit 80 Euro für Lebensmittel aus. „Jede neue Jeans ist eine Investition, auf die ich sparen muss. Shoppen gehe ich gar nicht“, erzählt die Romanistikstudentin. Sie arbeitet vier Abende die Woche in einem großen österreichischen Möbelhaus, für achtzehn Stunden verdient sie etwa 450 Euro. Von ihren Eltern kommen weitere 150 dazu, sie übernehmen auch die Studiengebühren. Anspruch auf Studienbeihilfe hatte sie nie, die Eltern verdienen zu viel. Und das, obwohl Sinas Mutter schon seit Jahren nicht mehr arbeitet, der Vater ist Alleinverdiener. Er kann die Studentin nur mit kleinen Beiträgen unterstützen. „Einfach mal nur studieren wäre schon toll“, meint die gebürtige Deutsche.

STIPENDIUM, NICHT FÜR ALLE. Damit sich Studierende aus sozial schwächeren Familien, in denen die Eltern keinen oder nur einen sehr kleinen Beitrag leisten können, auf ihr Studium konzentrieren können, hat der Staat Österreich die Studienbeihilfe vorgesehen. Bis zu 679 Euro werden pro Monat überwiesen. Laut Studierenden-Sozialerhebung im Jahr 2011 erhalten 22 Prozent der österreichischen Studierenden Unterstützung vom Staat – in Form von konventioneller Studienbeihilfe, Selbsterhalterstipendium oder Studienabschluss-Stipendium.

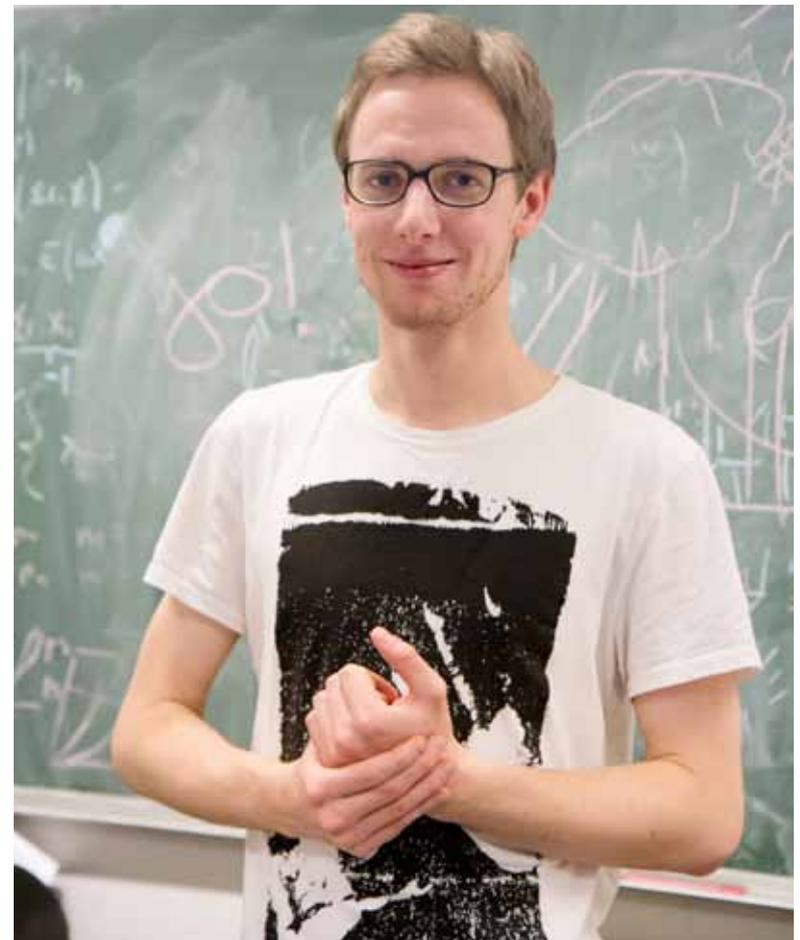
Doch die Kriterien sind streng, arbeiten beide Eltern Vollzeit, ist eine Zuerkennung unwahrscheinlich. Berücksichtigt wird dabei nicht, ob die Eltern ihr Kind tatsächlich unterstützen, sondern nur das Einkommen. BezieherInnen dürfen nicht mehr als 8000 Euro im Jahr dazuverdienen, das Studium darf nicht öfter als zweimal gewechselt werden und muss in der vorgesehenen Zeit absolviert werden, ein Toleranzsemester inbegriffen. Wer erschwerende Umstände, wie eine besonders aufwändige Diplomarbeit oder ein Auslandssemester, vorweisen kann, bekommt ein weiteres Semester Aufschub.

Doch was passiert, wenn sich das Studium länger hinzieht? Ab dem 25. Lebensjahr fällt die Familienbeihilfe weg, die Studienbeihilfe ebenso, sobald die reguläre Studienzeit um ein Jahr überschritten wurde. „Da begann für mich der ewige Behördenweg“, erinnert sich Maja. Plötzlich wollte niemand für die 25jährige zuständig sein, die ein sieben Quadratmeter großes Zimmer im Studierendenwohnheim Gasometer hatte. „Luxus war sowieso nie“, sagt Maja. Sie kommt aus einer finanziell schlechtergestellten Familie, die Eltern in der Steiermark konnten sie nicht unterstützen. Studienbeihilfe und Familienbeihilfe garantierten der Studentin der Kultur- und Sozialanthropologie ein halbwegs sicheres Auskommen, jetzt blieb das Konto plötzlich leer.

Die bedarfsorientierte Mindestsicherung schien ein Ausweg, aber das Bundesministerium für Arbeit und Soziales hält fest: „Ein Studium, selbst wenn es vor Vollendung des 18. Lebensjahres begonnen wurde, ist nicht als Erwerbs- oder Schulausbildung zu werten. Es stellt daher keine Ausnahme für den Einsatz der Arbeitskraft dar. BezieherInnen der bedarfsorientierten Mindestsicherung müssen bereit sein, ihre Arbeitskraft einzusetzen und dem Arbeitsmarkt zur Verfügung



Ohne Job ginge es nicht mehr. 18 Stunden arbeitet er neben dem Studium, darunter leidet der Lernerfolg – und auch das Auslandssemester fällt ins Wasser.



stehen. Dies kann im Falle eines Studiums in der Regel nicht angenommen werden.“ Ein Verweis auf Studienbeihilfe und Selbsterhalterstipendium folgen. Eine Lücke im sozialen Netz Österreichs? Für Maja begann ein wochenlanger Amtsweg – vom *Arbeitsmarktservice* (AMS), wo man für sie als Studentin nicht zuständig sein wollte, zum *Sozialamt Magistratsabteilung 40* und wieder zurück. „Niemand wusste genau, wie mein Fall zu beurteilen ist“, erzählt sie.

Schließlich doch eine Auskunft: Kann die Antragstellerin versichern, dass das Studium innerhalb eines Jahres abgeschlossen wird und meldet sich gleichzeitig beim AMS als arbeitssuchend, kann der Bezug der Mindestsicherung für ein Jahr gestattet werden. Maja war glücklich – womit sie allerdings nicht gerechnet hatte, war der bürokratische Aufwand. Neben den regelmäßigen Terminen beim AMS musste sie auch Bewerbungen nachweisen und Schulungen – etwa für richtiges Bewerben oder Computerbasiskenntnisse – besuchen. Zwischendurch arbeitete sie immer wieder, denn Jobangebote durfte sie nicht ablehnen, auch wenn es eigentlich mehr Stunden waren als vereinbart. Für die Diplomarbeit blieb dabei wenig Zeit, ein Jahr verging schneller als gedacht. Und plötzlich stand sie wieder da: ohne Job, ohne Versicherung und ohne Geld.

SICHERHEITSNETZ ELTERN. Inzwischen hat Maja ihre Diplomarbeit abgeschlossen und steht kurz vor der Diplomprüfung. Um über die Runden zu kommen, arbeitet sie derzeit 20 Stunden bei der Post, das AMS hat ihr diese Stelle vermittelt. Auch bei der Studierenden-Sozialerhebung erklärten viele der Befragten, finanzielle Schwierigkeiten zu haben. „Die Hauptgründe dafür sind, dass die Eltern nicht mehr zahlen können und unerwartete Ausgaben“, schildert Angelika Grabher vom *Institut für höhere Studien* (IHS), das die Studierenden-Sozialerhebung erstellt. Finanzielle Schwierigkeiten sind neben sozialer Herkunft und Migrationshintergrund auch stark vom Alter abhängig: 42 Prozent der 29-Jährigen klagen über Probleme. Inwiefern sich die Kürzung der Familienbeihilfe auf die finanziellen Schwierigkeiten auswirkt, ist statistisch

noch nicht erfasst. „Allerdings führen ein Viertel der Studierenden mit Schwierigkeiten diesen Wegfall als Mitgrund für ihre Probleme an“, führt Grabher aus.

Mariela hingegen kann sich auf ihre Eltern verlassen, die 23-Jährige Jusstudentin arbeitet nur in den Ferien. Im vergangenen Sommer hat sie ein Praktikum bei einer Anwaltskanzlei absolviert. Ihr Zimmer in einer Wohngemeinschaft plus monatliches Taschengeld für Essen, Shoppen und Freizeit übernehmen die Eltern, die beide selbst AkademikerInnen sind. „Da bin ich echt dankbar“, sagt sie. Der größte Vorteil: Sie kann sich völlig ungestört auf ihr Studium konzentrieren. Das zeigt auch der Studienfortschritt, Mariela liegt gut in der Zeit, macht neben den großen Jusprüfungen auch ab und zu Kurse auf der Hauptuni. „Meine Eltern wollen das aber auch sehen, ich dürfte sicher keine zehn Jahre brauchen“, erzählt die Wienerin.

Wer keine oder zu wenig Unterstützung vom Staat und von der Familie erhält, muss sich selbst versorgen. Die meisten suchen sich wie Sina einen Job, oft ist dieser nicht einmal studienrelevant. Auch für Praktika, die den Lebenslauf aufbessern und erste Berufserfahrung bringen, hatte Sina nie Zeit. „Das ist sicher ein Nachteil bei der Arbeitssuche später“, sagt sie. Die Studierenden-Sozialerhebung 2011 zeigt, dass 63 Prozent aller Studierenden im Sommersemester 2011 erwerbstätig waren. 47 Prozent sogar das ganze Semester durchgehend. „Eine Zunahme gibt es vor allem bei der durchgehenden Erwerbstätigkeit“, erklärt Grabher. Dabei bleibt häufig das Studium auf der Strecke. Denn zehn Prozent der Befragten gaben an, 20 bis 35 Stunden in der Woche zu arbeiten, bei elf Prozent waren es sogar über 35 Stunden. „Die Hälfte der erwerbstätigen Studierenden hat Probleme mit der Vereinbarkeit von Studium und Erwerbstätigkeit“, so Grabher. Ein Drittel wolle die Arbeitsstunden reduzieren, um mehr Zeit fürs Studium zu haben.

STUDIUM VS. ARBEIT. Acht Prozent der Befragten der Studierenden-Sozialerhebung können nur wenig (unter zehn Stunden pro Woche) oder gar keine Zeit für ihr Studium aufwenden. Das liegt vor allem an

ihrer umfassenden Erwerbstätigkeit. Viel Arbeit hat natürlich auch Auswirkungen auf die Studiendauer: Für drei Viertel der Studierenden mit geringer Studienintensität wird sich die Studiendauer über die Regelstudiendauer ausdehnen, rund ein Drittel wird wahrscheinlich doppelt so lang studieren wie in der Regel vorgesehen. Fallen aufgrund dieser Überschreitungen Beihilfen weg, muss noch mehr gearbeitet werden. Ein Teufelskreis zu Lasten des Studiums beginnt.

Christoph hat den Vergleich: Sein Bachelorstudium in Volkswirtschaftslehre hat er noch ohne Nebenjob absolviert, Studienbeihilfe und eine Substandardwohnung, die er zusammen mit seinem Freund bewohnte, haben ihm durch die ersten Semester geholfen. Seine Eltern konnten ihn nie unterstützen. Der Erfolg der reinen Studienzzeit ist klar zu sehen: Der 23-Jährige ist inzwischen im Master und immer noch in Mindeststudienzzeit. „Eigentlich wollte ich nie arbeiten, das Studium war mir immer viel wichtiger“, erzählt er. Als er sich allerdings eine eigene Wohnung suchen musste und die Mutter wieder zu arbeiten begann, sank die Studienbeihilfe, während die Fixkosten stiegen. „Bei der Berechnung der Beihilfe wird nur das nominale Einkommen berechnet, Kredite der Eltern oder ob sie mir den Betrag tatsächlich überweisen, spielt keine Rolle“, schildert er. Auf diese spezielle Situation könne keine Rücksicht genommen werden, lautete die Antwort der zuständigen Stelle. Ohne Job ging es nicht mehr. 18 Stunden die Woche arbeitet Christoph bei einem Wirtschaftsforschungsinstitut – zusammen mit der Studien- und Familienbeihilfe ergibt das ein solides Einkommen. „Aber natürlich hat man viel weniger Zeit fürs Studium. Zuerst habe ich versucht, mein übliches Pensum an Lehrveranstaltungen zu machen. Das war kein angenehmes Semester“, erzählt Christoph. Die Entscheidung zwischen Arbeit und Studium hat auch weitere Nachteile: Ein Auslandssemester konnte Christoph nicht absolvieren, obwohl er seine Zukunft nicht in Österreich sieht. Zuerst hatte er kein Geld, nun keine Zeit.

Die Autorin *Barbara Wakolbinger* arbeitet als freie Journalistin in Wien.

Wer ausbrennt, muss gebrannt haben

**Entspannung ist im zarten Studierendentaler klar unterbewertet:
Energiereserven fallen Unipflichten und der ersten Berufserfahrung zum Opfer. Schlafen kann man, wenn man tot ist – glaubt man zumindest einige Zeit.**

Oft folgt eine Prüfung der anderen. Und die Ferien werden mit Praktika verplant. „Gerade bei StudentInnen ist es oft nicht nur die Uni, manche haben vielleicht auch schon Familie oder einen Beruf daneben. Diese Vielzahl an Bühnen kann eine sehr große Belastung sein“, erklärt Lisa Tomaschek-Habrina, Leiterin des IBOS – *Institut für Burnout und Stressmanagement*. Andauernde Überlastungszustände können schon während des Studiums zu einem Burn-out führen. „Die Dunkelziffer der StudentInnen, die sich übermäßig belastet fühlen, ist sehr hoch“, sagt auch Wolfgang Lalouschek, Neurologe und Medizinischer Leiter von *theTree* – einem Gesundheitszentrum für Stressbewältigung und Burn Out. Ein Problem sieht er in der heutigen ständigen Erreichbarkeit. „Das ist ein Dauerstresszustand, wo man gar nicht mehr in Regenerationsphasen kommt. Wir kommen viel seltener in einen Modus, den wir als Single Tasking bezeichnen – dass man wirklich bei einer Sache mit voller Aufmerksamkeit ist.“

In einer Stresssituation nutzt der Körper alle Ressourcen: Die Muskeln und das Gehirn werden besser durchblutet, das Herz schlägt schneller, die Atmung wird flacher. Allerdings werden andere Funktionen heruntergefahren: Vor allem die Verdauungsorgane werden nicht mehr adäquat durchblutet. Wird das Stresslevel dauerhaft gehalten, kommt es zu körperlichen Folgen: Bluthochdruck, Herz-Kreislauf-Probleme, Panikattacken, Tinnitus, Hörsturz, Gastritis und sonstige Magen-Darm-Erkrankungen. Der Lebensstil, der mit Stress meistens einhergeht – Kaffee, süßes und fettes Essen, unregelmäßige Mahlzeiten, wenig Schlaf, wenig Bewegung – erhöht zusätzlich das Risiko von Erkrankungen.

BURN-OUT. Langfristig muss Stress durch ausreichende Regenerationsphasen ausgeglichen werden. Geschieht dies nicht, kommt es irgendwann zu einem Burn-out. „Es äußert sich durch Symptome wie emotionale Erschöpfung, zunehmender Leistungsabfall und Depersonalisierung“, erklärt Lalouschek. „Begleitend zu diesen drei Kernsymptomen häufen sich Symptome auf der körperlichen Ebene. Auf der emotionalen Ebene nimmt man oft ein dauerndes Unruhegefühl wahr, in weiterer Folge treten oft Angstzustände und Depressionen auf.“

„Burn-out ist ein prekärer Begriff: Auf der einen Seite beschreibt er einen Endzustand mit körperlicher, geistiger und seelischer Erschöpfung und auf der anderen Seite beschreibt er einen Phasenverlauf“, sagt Tomaschek-Habrina. In den ersten Phasen kann man von einer Burn-out-Gefährdung sprechen. Der Endzustand ist daran zu erkennen, dass der Alltag nicht mehr bewältigt werden kann. „Das kann ein Zusammenbruch während einer Prüfung auf der Uni sein, Herz-Kreislauf-Probleme oder ein Hörsturz. Manchmal ist es ein Nervenzusammenbruch, manchmal Panikattacken oder depressive Zustände.“

Bei andauernder Belastung werden schädliche Stresshormone ausgeschüttet. Das akute Stresshormon Adrenalin, das man etwa durch Herzklopfen leicht spüren kann, ist dabei das geringere Problem. „Viel gefährlicher ist das chronische Stresshormon Cortisol, das man nicht spüren kann. Im Hintergrund führt es aber zu psychischen und körperlichen Veränderungen“, erklärt Lalouschek. Wann der Zeitpunkt gekommen ist, dass normaler Stress in eine Burn-out-Gefährdung

umkippt, kann man am besten am Schlaf erkennen. „Wenn man nicht mehr einschlafen kann oder mitten in der Nacht aufwacht. Wenn der Schlaf einmal gestört ist, ist die Regenerationsfähigkeit gestört“, sagt Tomaschek-Habrina. „Wir sehen das auch an einer erhöhten Cortisol-Ausschüttung. Cortisol macht wach. Der Schlaf ist deshalb ein guter Indikator.“

Damit es erst gar nicht zu einem Burn-out kommt, sollte man sich mehr Zeit für sich selbst nehmen, für mehr Ausgleich sorgen und Freundschaften wieder aktivieren, rät Lalouschek. „Es geht bei Regeneration weniger darum, nichts zu tun. Entspannen ist viel eher möglich, wenn man eine Sache hat, auf die man sich voll konzentriert“, sagt Lalouschek: „Sinnvoll sind manuelle Tätigkeiten, bei denen Geschicklichkeit gefordert ist. Wichtig ist es auch, etwas zu tun, bei dem man den Erfolg unmittelbar sehen kann. Das ist ein wesentlicher Faktor für die Ausschüttung von Glückshormonen. Töpfern, kochen, tanzen, ein Bild malen oder Sport machen, je nachdem wo die persönlichen Neigungen liegen.“

Um ihre KlientInnen vor der Burn-out-Spirale zu bewahren, hat Tomaschek-Habrina die wichtigsten präventiven Maßnahmen in der kurzen Formel „BEEP“ zusammengefasst: Bewegung, Entspannung, Ernährung, Psychohygiene. Das BEEP-Prinzip soll als Erinnerung dienen, mehr auf sich selbst zu achten. „Jeder entspannt sich unterschiedlich. Jeder sollte das für sich entdecken und ritualisiert in den Alltag integrieren. Es gehört einfach dazu, wie Zähneputzen“, sagt sie. Zur Psychohygiene gehört der innere Dialog mit sich selbst, das Gespräch mit FreundInnen und die Frage: „Was möchte ich

am Ende meines Lebens von mir sagen können?“

ENTSPANNUNG MUSS SEIN. Auch schon während der Studienzeit. Dabei kommt es weniger auf eine Auszeit nach langen Arbeitsphasen an, sondern mehr darauf, die Entspannung in den Alltag zu integrieren. „Monatelange Belastungsphasen und Entspannung ‚auf Vorrat‘ funktioniert leider nicht“, sagt Dr. Lalouschek: „Wir können auch nicht sagen, ich trinke jetzt ein halbes Jahr nichts.“ Nach längeren Arbeitsphasen läuft der Körper außerdem Gefahr, das Regenerieren zu verlernen. „Man braucht die Balance“, sagt Tomaschek-Habrina: „Die Beschleunigung hat man sowieso. Da braucht es auch wieder die Entschleunigung.“

Die Autorin Verena Ehrnberger studiert Rechtswissenschaften und Vergleichende Literaturwissenschaft in Wien.

RICHTIGSTELLUNG

Nach einem Bericht über die Beratungsmöglichkeiten betreffend der Studienwahl für MaturantInnen in Österreich möchte die Redaktion folgender Bitte des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung nachkommen und etwaige Missverständnisse klären:

- Die psychologischen Beratungseinrichtungen für Studierende sind neben dem Studienchecker eine Einrichtung des BMWF.
- Marion Kern (BMWF) sieht SchülerInnen mit großer Selbstständigkeit geeignet für ein Uni-Studium.
- Die Teilnahme der Schulen an dem Beratungsangebot Studienchecker wird ab 2014 freiwillig möglich sein.

Die Autorin behauptete in allen drei Punkten zwar nie das Gegenteil, die Formulierungen waren aber nicht immer eindeutig. Wir bitten um Entschuldigung.

Auslaufmodell Sonderschule?

Der im Juli 2012 beschlossene „Nationale Aktionsplan Behinderung 2012–2020“ sieht eine stetige Förderung Inklusiver Bildung vor. An der Umsetzung mangelt es bisher.

Max baut aus verschiedenen Steinen ein Quadrat zusammen, während seine MitschülerInnen aufmerksam dem Englischunterricht folgen. Max lebt mit Down-Syndrom, für ihn ist der Stoff zu schwer. Im Gegensatz zu Bernadette. Sie sitzt im Rollstuhl und schreibt wie 13 andere VolksschülerInnen neue Vokabel in ihr Heft. Später, als es Max zu laut wird, schreit er „Be quiet!“ in den Klassenraum. Er hat doch etwas gelernt.

Die Szene stammt aus dem Bilderbuch *Gemeinsam sind wir Klasse!*. Der Autor Franz-Joseph Huainigg, 46, Behindertensprecher der ÖVP und selbst Rollstuhlfahrer, absolvierte eine Regelschule. Es sei wichtig für seine Karriere gewesen, sagt er. Ein Sonderschulabschluss hat keinen hohen Wert und steht einer beruflichen Karriere oft im Weg. In integrativen Klassen werden beeinträchtigte Kinder gemeinsam mit nicht beeinträchtigten Kindern unterrichtet. Neben einer Lehrperson geht zusätzlich ein Sonderpädagoge oder eine Sonderpädagogin auf spezielle Bedürfnisse ein. Sind einzelne SchülerInnen zu fordernd, werden sie ab und an auch in einem anderen Raum beschult.

UN-BEHINDERTENKONVENTION 2008. Mit der Ratifizierung der UN-Behindertenkonvention 2008 verpflichtete sich Österreich, ein inklusives Bildungssystem auf allen Ebenen zu realisieren. „Inclusion“ wurde dabei in der offiziellen deutschen Übersetzung mit „Integration“ übersetzt. Beide Begriffe – Integration und Inklusion – werden synonym verwendet, der letztere stellt allerdings einen Paradigmenwechsel dar. „Es ist ein Abgehen vom Dualismus behindert/nicht-behindert“, erklärt Ewald Feyerer, *Leiter des Instituts für Inklusive Pädagogik der Pädagogischen Hochschule Oberösterreichs*: „Es geht um die Anerkennung von Vielfalt auf allen Ebenen.“ Das stärkt auch die Sozialkompetenz.

Grundsätzlich haben Eltern seit 20 Jahren Wahlfreiheit, ob sie ihr Kind auf einer Sonder- oder Regelschule anmelden. In der Praxis entscheidet oft das vorhandene Angebot. Im Schuljahr 2011/12 wurde bei 30.000 Kindern, fünf Prozent aller PflichtschülerInnen, ein sogenannter sonderpädagogischer Förderbedarf festgestellt. Mehr als die Hälfte wird

bereits integrativ beschult. Für die Oberstufe gibt es diese Möglichkeit nicht. Der *Nationale Aktionsplan Behinderung* sieht vor, dass bis 2020 Inklusion in Pflichtschulen schrittweise in Modellregionen zuerst erprobt und dann ausgebaut wird. Abgestimmt mit den einzelnen Ländern wurde das bisher nicht. Das Bildungsministerium interpretiert die UN-Konvention so, dass der Schultyp Sonderschule parallel zu Inklusionsschulen bestehen bleiben darf.

RECHTE STATT FÜRSORGE. Helene Jarmer regt das auf. „Das Leben ist keine Sonderschule, der Alltag sieht anders aus“, sagt die Behindertensprecherin der *Grünen*. Schließlich gäbe es auch keine Restaurants oder Kinos nur für Behinderte. „In Österreich hegen wir diesen Fürsorgegedanken“, so Jarmer: „Dabei sollen Rechte ausgesprochen werden.“ Gemeinsamer Unterricht aller sei ein solches Recht. Neben körper- und sinnesbehinderten Kindern finden sich auch überdurchschnittlich viele Kinder mit nicht-deutscher Muttersprache in Sonderschulen wieder. Im Aktionsplan nimmt man sich daher vor, „die Feststellung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs noch klarer von Sprachfördermaßnahmen zu unterscheiden“.

GEFAHR EINES SPARKURSES. Die regionale Umsetzung der Inklusion unterscheidet sich zudem stark. Während man in Reutte in Tirol Inklusion seit einer Generation erfolgreich vorlebt, ging die Umsetzung der UN-Konvention in Kärnten mit einem Sparkurs einher.

Barbara Kokarnig ist Mutter eines beeinträchtigten Kindes. Florian ist 13 Jahre alt, lebt mit Absence-Epilepsie und ist Autist. Er besuchte eine Integrationsklasse in Klagenfurt, Kokarnig erstritt sich eine Eins-zu-eins-Betreuung im Nachmittagshotel, bis ihr eines Tages schriftlich mitgeteilt wurde, dass ihr Kind „sozial und emotional nicht tragbar“ sei. „Integration wurde zur Illusion“, sagt sie. Erst in der Gutenberg-Sonderschule wurde ihr Sohn in einer Kleinstgruppe betreut, musste nicht mehr erleben, dass er „immer hintennach“ ist. Nie wurde sie angerufen und gebeten, sie möge ihr Kind doch bitte abholen. Dann wurde vor gut eineinhalb Jahren überraschend die Schließung der Sonderschule den

damaligen FPK-Sozialrat Christian Ragger angekündigt. Integration solle vorangetrieben werden. Gleichzeitig wurden aber nicht genügend Ressourcen bereitgestellt. Betroffene Eltern, allen voran Kokarnig, stiegen auf die Barrikaden und protestieren bis heute. Der Schule werden keine neuen SchülerInnen mehr zugewiesen, aber die Eltern kämpfen weiterhin für ihren Erhalt. Ihre Zukunft ist mit dem Regierungswechsel in Kärnten wieder offen.

MANGEL AN SONDERPÄDAGOGINNEN. In Wien ist die Zahl der StützlehrerInnen in Integrationsklassen in den letzten 14 Jahren auf fast die Hälfte gesunken. Bundesweit erfolgt die Berechnung anhand der Zahl der PflichtschülerInnen, die aber seit Jahren sinkt – unabhängig von der tatsächlichen Zahl der Förderkinder. Lehramt-StudentInnen mit Sinnesbeeinträchtigungen dürfen zur Zeit nicht als SonderpädagogInnen arbeiten. Die Aufnahmebedingungen lassen das nicht zu, denn ein RollstuhlfahrerIn kann keine Prüfung im Bereich Sport ablegen. Feyerer sieht großen Handlungsbedarf: „Sonst entsteht nicht zu Unrecht der Eindruck, dass Inklusion zu einem Sparprogramm verwendet wird. Die Angst der Eltern ist dann schwer wegzuarargumentieren.“ Die Forderung nach der vollständigen Abschaffung der Sonderschulen prallt auf die Realität vieler Eltern von schwerstbehinderten Kindern, die die Sonderschule derzeit als am besten funktionierendes System erleben.

ZUKUNFTSVISION. Voraussetzung für eine erfolgreiche Umsetzung von Inklusion im Bildungsbereich sind deshalb entsprechende Ressourcen. „Inklusion konsequent zu denken, heißt schlussendlich auch, die Sonderschulen irgendwann abzuschaffen“, sagt Feyerer. Dass es auf dem Weg dorthin keine Abkürzungen gibt, zeigen jedenfalls die bisherigen Erfahrungen. Ob eine Inklusionsklasse für jedes Kind die optimale Lösung ist, bleibt aber weiterhin umstritten.

Der Autor Benjamin Breitegger studiert Politikwissenschaft an der Uni Wien.

Welches Stipendium hast du erhalten?



„Meinen Leistungsstipendium-Antrag stellte ich einfach über univis-online an die Uni Wien. Mit einem Notenschnitt von 1,42 wurde ich auf Platz 128 gereiht und erhielt 726,75 Euro.“

Andreas Aigner, 28, studiert Germanistik, Philosophie und Psychologie auf Lehramt in Wien.



„Ich erhielt 750 Euro für feministisch/queere Nachwuchswissenschaftler*innen von der ÖH Uni Wien. Sie verlangten ein gekürztes Forschungskonzept und ein Begründungsschreiben.“

Barbara Grabher, 24, studiert Kultur- und Sozialanthropologie in Wien.



Umfrage: Benjamin Breitegger
Fotos: Alexander Gortler

„Ich habe zwei Mal ein Leistungsstipendium – mit Notendurchschnitt 1,52 und 1,69 – erhalten und war davon positiv überrascht. Ich glaube, dass viele gute Chancen hätten, sich aber nicht bewerben.“

Victor Höck, 23, Soziologieabschluss, studiert Internationale BWL.



„Für mein Erasmus-Semester in Milano erhielt ich 270 Euro pro Monat. Für die Bewerbung reichte ein Motivationsschreiben.“

Ronald Wallner, 25, belegt das MA Programm Cultural Differences and Transnational Processes in Wien.



„Meine Studienbeihilfe beträgt monatlich 70 Euro. Voraussetzungen sind günstiger Studierenerfolg und soziale Bedürftigkeit. Bei fehlenden Unterlagen beim Stellen des Antrags wird man sofort informiert.“

Eva Kurz, 20, studiert Psychologie in Graz.

Service, das hilft!

Gütesiegel Praktikum Neu

Praktika wurden in den letzten Jahren vermehrt als verpflichtender Bestandteil in die Studienpläne integriert, das trifft vor allem auf Bachelor-Studien sowie auf alle FH-Studien zu. Die ÖH-Bundesvertretung hat darauf gemeinsam mit der Wiener Arbeiterkammer, der Plattform Generation Praktikum und der GPA djp mit der Konzipierung des Gütesiegels Praktikum für Pflichtpraktika reagiert.

59 Prozent der absolvierten Praktika werden freiwillig absolviert. Freiwillige Praktika bedürfen insofern

besonderen Augenmerks, weil eine (rechtliche) Definition von freiwilligen Praktika, beziehungsweise eine klare Abgrenzung zur Erwerbstätigkeit durch den Doppelcharakter von zugleich Ausbildungs- und Arbeitsverhältnis erschwert wird. Um auch den Betroffenen dieses arbeitsrechtlichen Graubereichs eine verbesserte Absicherung zu ermöglichen, möchten wir sicherstellen, dass diese zumindest die gleichen Regelungen genießen wie ihre KollegInnen, die Pflichtpraktika im Rahmen des Gütesiegels absolvieren.

(JF)

Studierendenwohnheime

Die prekäre Lage am Wohnungsmarkt hat besonders negative Auswirkungen auf die Situation von Studierenden. Einerseits werden die Preise drastisch erhöht, andererseits werden Studierende von den WohnungseigentümerInnen immer häufiger durch juristisch nicht haltbare Regelungen benachteiligt. In der Beratung der ÖH fällt auf: Die häufig vorliegende Unkenntnis der eigenen Rechte sowie die Drucksituation der Studierenden in Heimen werden hemmungslos ausgenutzt. Die ÖH-Bundesvertretung

wird daher in den nächsten Wochen Infofolder an die HeimbewohnerInnen schicken, in denen über die häufigsten rechtlichen Probleme aufgeklärt wird. So wollen wir ein Bewusstsein schaffen, dass man sich, auch mit Hilfe der ÖH-Mietrechtsberatung, gegen Ungerechtigkeiten wehren kann. Denn auf die Rückzahlung der Kautions oder auch auf das Gehör einer Heimvertretung hat man einen rechtlichen Anspruch.

(BP)

POLITIK





Fotos: Christian Valuch

Akbarjan Abdullah und Ahmad Zai Azizulla protestieren im Servitenkloster für ihre Rechte. Die Luft im Kellergewölbe ist feucht und abgestanden, 64 Menschen teilen sich eine Dusche.

Wenn alles am Spiel steht

Der Protest der Refugees aus der Votivkirche geht nun in einem Kellergewölbe eines alten Wiener Klosters weiter: 64 Flüchtlinge laufen um ihr letztes Hemd, die Politik stellt sich blind. Ein Lokalausgänger.

Akbarjan Abdullah sitzt auf seinem Feldbett und kramt suchend in seinen Sachen. „Zehn Jahre lang habe ich in Afghanistan Cricket gespielt“, erzählt der 22-Jährige auf Englisch. „Ich würde so gerne auch in Österreich Cricket spielen – aber kaum jemand interessiert sich hier für diesen Sport“, sagt Abdullah. Deswegen hat er begonnen, Volleyball zu spielen, das war ihm zumindest ein wenig Ersatz. Mittlerweile hat er in einer Tasche gefunden, was er gesucht hat: einen Pokal. Gleich sein erstes Volleyball-Turnier in Österreich hat er gewonnen. Stolz zeigt er seine Trophäe in der Runde herum.

Abdullah ist einer jener Flüchtlinge, die im November den langen Marsch aus Traiskirchen angetreten sind, um gegen die unzumutbaren Zustände der österreichischen Asylpolitik zu demonstrieren. Er protestierte im Zeltlager im Sigmund-Freud-Park und danach in der Votivkirche. Als die österreichischen PolitikerInnen nur mit Arroganz reagierten, trat auch er in den Hungerstreik, um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen. 13 Kilo hat er in dieser Zeit verloren. Mehrere Male musste sein gesundheitlicher Zustand im Krankenhaus kontrolliert werden. Trotz eisernem Durchhaltevermögen brachte auch diese drastische Maßnahme wenig Erfolg: Die österreichische Politik weigerte sich weiterhin, auf die

Forderungen der Flüchtlinge einzugehen. Nun setzt Abdullah seinen Protest gemeinsam mit 63 Mitstreitern im Keller des Servitenklosters im neunten Wiener Gemeindebezirk fort – ohne Hungerstreik.

Dass ihm am erhofften Ende seiner Flucht ein dermaßen harter Kampf bevorsteht, damit hatte Abdullah nicht gerechnet. Er kommt aus der Nähe von Kabul, arbeitete dort in einem Lebensmittelgeschäft und verkaufte Speiseöl. Eines Tages wollten ihn die Taliban rekrutieren: „Wenn du nicht zu uns kommst, dann bringen wir dich um“, drohten sie ihm. Er aber wollte mit ihren Gräueltaten nichts zu tun haben. „Dann haben sie mich entführt und für 27 Tage in einem winzigen Raum eingesperrt“, erzählt Abdullah.

Seit fast zwei Jahren ist er in Österreich, ein Jahr lang hat seine Reise von Afghanistan mit Schiff und LKW gedauert. Auf dem Weg musste er sich von seinen Eltern trennen, mit denen er zuerst gemeinsam nach Pakistan geflohen war. Seither hat er nichts von ihnen gehört. Als er in Österreich ankam, wusste er nicht, wo er eigentlich war. „Ich habe jemanden gefragt, und er hat gesagt: ‚in Österreich‘. Ich meinte: ‚Nicht der Ort, das Land, wie heißt das Land?‘; ‚Österreich – Austria‘“, erinnert sich Abdullah. „Dann habe ich erst

verstanden, wo ich überhaupt gelandet bin.“ Er war in einem katastrophalen körperlichen Zustand, hatte keine Schuhe, keine frische Kleidung und überall am Körper entzündete Wunden. Daher musste er zunächst für einige Tage ins Krankenhaus. Aufgrund seiner Hautprobleme sollte Abdullah zweimal am Tag duschen, regelmäßig Kleidung und Bettwäsche wechseln. Das ist im Servitenkloster zwar leichter als in der Votivkirche. Trotzdem gibt es hier für 64 Flüchtlinge nur eine Dusche.

PROVISORIUM. Die Luft im Keller des Servitenklosters ist feucht und abgestanden, die Bettwäsche miefte etwas. Dennoch sieht es sehr ordentlich aus: Jedes der provisorischen Klappbetten ist gemacht. Wer die Refugees besucht, wird gastfreundlich und herzlich empfangen. „Mit Zucker?“, fragt der 21-jährige Ahmad Zai Azizulla, als er den Tee bringt. Wer nichts hat, der gibt am meisten – dieses Sprichwort bewahrheitet sich in diesem Kellergewölbe. Azizulla ist erst seit sechs Monaten in Österreich. Auch er musste aus Afghanistan flüchten, weil er von den Taliban verfolgt wurde. Sein älterer Bruder wurde von ihnen getötet, weil er sich nicht rekrutieren lassen wollte. Azizulla wartet noch auf seinen ersten Asylbescheid. „Es geht nichts weiter“, sagt er. In Österreich war er zuerst in Traiskirchen und dann in Straden

untergebracht: „Ein kleines Dorf, in dem es überhaupt nichts gibt.“

„Die schlechten Lagerbedingungen und das Verfrachten der Flüchtlinge an enorm exponierte Orte, in denen es an jeglicher Infrastruktur mangelt, haben System“, meint Irene Messinger, Politikwissenschaftlerin und Spezialistin für Fremden- und Asylrecht. „Das wundert nicht, sieht man sich an, wie wenig der Staat für die Grundversorgung der Flüchtlinge ausgeben möchte. Das und die komplette Entmündigung waren bestimmt Initialzündung für die Demonstrationen“, sagt sie.

GEZIELTE STRATEGIE. Der Protest der Refugees ist der erste dieser Art: Zwar hat es schon zuvor immer wieder Protestschreiben von Flüchtlingen gegen die unzumutbaren Zustände gegeben. Über die Briefform ging es aber selten hinaus. „Es gab in gewisser Hinsicht eine Phantasielosigkeit in der Ausdrucksform dieses Protests – und die ist jetzt aufgebrochen“, sagt Messinger. Sie hat jahrelang in NGOs im Bereich der Rechtsberatung für Fremdenrecht und Asylverfahren gearbeitet. „Ein Problem ist auch, dass Asylrecht Expertenwissen geworden ist. Ich denke, das ist eine gezielte Strategie, Unterstützung zu verunmöglichen oder zu erschweren“, sagt sie. Und auch wenn das Ministerium der Öffentlichkeit mit



„geschönten Statistiken“ immer wieder das Gegenteil weismachen wolle: „Österreich ist kein Land, in dem es gute Aussichten auf Asyl gibt.“

Zentrale Forderung der Refugee-Proteste sei die Arbeitsmarktpolitik. Hier einen Erfolg zu erringen, sei Messinger zufolge symbolisch sehr wichtig. Die Flüchtlinge haben auf diesem Gebiet auch Support von verschiedensten NGOs. Auch für Abdullah ist das eine der drängendsten Forderungen. „Wir brauchen euer Geld nicht. Wir wollen keine Almosen, wir wollen arbeiten“, sagt er. Er sei es gewöhnt, Geld selbst zu verdienen und wolle nicht vom Staat leben. Derzeit ist die Arbeitsregelung für AsylwerberInnen aber besonders restriktiv – de facto dürfen sie nur in der Saisonarbeit und der Sexarbeit tätig sein.

WIE ES WEITERGEHT? Messinger befürchtet, dass das „Ministerium langfristig fremdenrechtlich durchgreifen und in voller Härte abschieben“ werde. Auch Abdullah ist sich unsicher, ob sein Protest erfolgreich sein wird: „Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Wir können nur hoffen. Wenn wir jetzt aufgeben, dann verlieren wir alles.“ Auch er rechnet mit Abschiebungen. Und „alles verlieren“, das heißt für einen Flüchtling viel mehr als die Aussichten auf ein gemütliches Leben im Wohlfahrtsstaat Österreich zu begraben: „Ich liebe mein Land und ich möchte heim. Aber wenn ich jetzt zurück muss, töten mich die Taliban.“

Die Autorinnen Julia Prummer und Flora Eder studieren Rechtswissenschaften und Sozialwissenschaft an der Uni Wien.

12. BIS 14. OKT. 2012 Begonnen hat alles noch vor dem Refugee-March: Für drei Tage errichten somalische Flüchtlinge ein Protestcamp vor dem Parlament. Der Protest wird vorwiegend von Frauen getragen.

24. NOV. Rund 300 Flüchtlinge und zahlreiche UnterstützerInnen marschieren 35 Kilometer von Traiskirchen nach Wien. Die Demo wächst in Wien auf bis zu 800 Personen an. Im Sigmund-Freud-Park wird ein Protestzeltlager errichtet.

26. NOV. Die erste Pressekonferenz findet statt, vor der Uni Wien wird demonstriert. Es kommt zu einer Welle der Solidarisierung, unter anderem durch Ute Bock und Josef Hader.

30. NOV. Pressekonferenz der Refugees in Traiskirchen. Rund 100 Refugees, die sich am Protestmarsch beteiligt hatten, sind im Eiltempo in unterschiedliche Bundesländer verlegt worden: „Die Unterbringungen (sind) in isolierten Gegenden ohne ausreichende materielle und soziale Infrastruktur. Niemand überlegt, was es heißt, in ein Bergdorf gebracht zu werden, wo du der einzige Ausländer bist und der Bus an dir absichtlich vorbeifährt, wenn du allein an der Haltestelle stehst“, heißt es in der Presseaussendung.

12. JÄN. 2013 Die Polizei dringt zu einem Plenum in die Räumlichkeiten der ÖH Uni Wien ein. Im Zuge der Repression werden sieben Flüchtlinge festgenommen, vier bleiben auch über Nacht inhaftiert und werden danach in Schubhaft gebracht.

20. JÄN. SOS Mitmensch feiert mit einer Matinee Geburtstag, in deren Rahmen den Refugees der Ute-Bock-Preis für Zivilcourage verliehen wird. Das Preisgeld von 3000 Euro nehmen diese aber nicht an, sondern geben es an ÖsterreicherInnen in Not weiter. Nach der Matinee zieht ein Demonstrationzug von mindestens 600 Personen durch die Wiener Innenstadt.

22. JÄN. Die protestierenden Refugees in der Wiener Votivkirche setzen den Hungerstreik für zehn Tage aus und bleiben in der Kirche. Sollte kein Verhandlungsangebot kommen, werde der Hungerstreik am 1. Februar fortgesetzt.

3. MÄR. Neue Etappe im Protest. Die 64 Flüchtlinge ziehen in den Keller des Servitenklosters. Mit dem Umzug hoffen die Flüchtlinge, ihrer Meldepflicht nachzukommen und nicht in Schubhaft gebracht zu werden. Die Räumlichkeiten des Klosters sind nicht entsprechend adaptiert, es gibt nur eine einzige Dusche und zwei Toiletten.

5. MÄR. Khan Shahjahan wird wieder aus der Schubhaft entlassen.

10. DEZ. Die Refugees demonstrieren vor der UNO. „Die österreichischen PolitikerInnen und Institutionen weigern sich bis heute, auf unsere Forderungen einzugehen“, so die Refugees.

18. DEZ. Etwa 30 Flüchtlinge aus dem Protestcamp bitten in der Votivkirche um Kirchenasyl. Die Anfrage stößt nicht auf Gegenliebe. Bis in die späte Nacht hinein werden Gespräche geführt.

19. DEZ. Nach langen Verhandlungen steht fest: Die Flüchtlinge dürfen in der Votivkirche bleiben. Sie halten dort ihre erste Pressekonferenz ab.

21. DEZ. Es wird auf einen „runden Tisch“ mit dem Innenministerium noch vor Weihnachten gedrängt. Dieser findet unter Beteiligung einiger Flüchtlinge, die in der Votivkirche Schutz suchen, statt.

22. DEZ. In der Nacht treten die Flüchtlinge in Hungerstreik.

28. DEZ. Um vier Uhr früh wird das Zeltlager von rund 200 PolizistInnen eingekesselt. Ausschließlich in deutscher Sprache wird mitgeteilt, dass es innerhalb von fünf Minuten geräumt werden müsse. Das Camp wird von PolizistInnen, BauarbeiterInnen und LKWs abgerissen. Die Flüchtlinge kommen in der Votivkirche unter. Sie werden dort von einem Sicherheitsbeamten bewacht. Es herrscht ein striktes Regime, wer in die Kirche darf – und wer nicht.

29. DEZ. Solidaritätsdemonstrationen in Wien, Linz, Salzburg, Berlin und München.

1. FEB. Der Hungerstreik wird fortgesetzt.

10. FEB. Eine kleine Ansammlung rechtsextremer Männer besetzt die Votivkirche. Sie behaupten, sie würden die Kirche nicht verlassen, solange die Flüchtlinge bleiben. Trotz des Tees und der Decken, die ihnen die Refugees anbieten, wird ihnen aber schnell kalt, und sie verlassen die Votivkirche am selben Tag wieder.

12. FEB. Die Refugees landen mit ihrem Song *Je t'aime, Vienne! We love Vienna!* auf Platz zwei des FM4 Protest-Song-Contests. Doch zwei Flüchtlinge wurden Anfang Februar bereits nach Ungarn abgeschoben und fehlen beim finalen Auftritt. Für FM4-Moderator Martin Blumenau wäre Platz eins angebracht gewesen: „Nachher kam Saladin, der Lead-Sänger/Sprecher der Refugees und entschuldigte sich bei Skero für seine schwache Performance. ‚Weißt du, ich bin nicht im Vollbesitz meiner Kräfte, ich bin nämlich immer noch im Hungerstreik‘, sagte er. Das war für mich der beschämendste Moment der gesamten Protest-Song-Contest-Geschichte.“

16. FEB. Großdemonstration in Wien – rund 2000 Menschen demonstrieren für die Flüchtlinge in der Votivkirche.

18. FEB. Die Flüchtlinge geben ihren Hungerstreik auf.

28. FEB. Einer ihrer Sprecher, Shahjahan Khan, wird brutal festgenommen.

Quellen: derstandard.at, no-racism.net, refugeecampvienna.noblogs.org, Vienna.at, wienerzeitung.at

Last Exit Frauenhaus

Vor 35 Jahren wurde in Wien das erste österreichische Frauenhaus eröffnet. Claudia Aurednik hat mit der Leiterin des Vereins *Autonome Österreichische Frauenhäuser* und zwei Frauen über die aktuelle Situation der Frauenhäuser sowie Partnergewalt gesprochen.



Foto: Lutiza Putiu

Maria Rösslhumer ist Geschäftsführerin der Autonomen Österreichischen Frauenhäuser.

„Ich werde die schweren Schwellungen im Gesicht meiner Mutter und ihren Körper voll blauer Flecken wohl niemals vergessen“, erzählt Alice Maier* (42): „Mein Vater konnte mit Enttäuschungen sehr schlecht umgehen und war für seine cholertischen Wutanfälle und seinen Hang zur Gewalt in der Familie gefürchtet. Ein verlorener Gerichtsprozess, ein nicht auffindbarer Akt und manchmal auch nur eine Kleinigkeit, wie kein Parkplatz für sein Auto, waren für ihn Anlass, die Beherrschung zu verlieren.“ Maier, die heute als Ärztin in einem Krankenhaus arbeitet, beschreibt ihren Vater als Mann mit Borderline-Persönlichkeitsstörung, der sich in der Rechtsanwaltskanzlei und in der Öffentlichkeit beherrschen konnte und in der familiären Wohnung seinen Wutanfällen freien Lauf ließ. Am meisten hatte ihre mittlerweile verstorbene Mutter, die von ihrem Mann regelmäßig verprügelt wurde, darunter gelitten. Maier und ihre jüngere Schwester hatten bereits als Kinder einen Spürsinn

für die Launen ihres Vaters entwickelt: „Bereits an Vaters Gang und Blick haben wir erkannt, wann es besser wäre, sich im Kinderzimmer einzuschließen.“ Auch die NachbarInnen in dem großbürgerlichen Altbau hatten die Gewaltezesse von Maiers Vater mitbekommen. Doch bis auf einige seltsame Blicke im Treppenhaus habe niemand je etwas gesagt: „Es gab so etwas wie einen stillen Konsens darüber, dass nach außen hin das Bild einer intakten und glücklichen Anwaltsfamilie gewahrt wird. In der großbürgerlichen Schicht spricht man ja über solche Dinge nicht, denn schließlich kommt Gewalt ja nur in den sogenannten unteren Schichten in Arbeiterfamilien vor.“

BÜRGERTUM. Als Alice Maier 14 Jahre alt war, hatte sie ihre Mutter dazu gedrängt, sich scheiden zu lassen: „Damals hatte ich den Eindruck, dass meine Mutter ernsthaft über eine Scheidung nachdenken würde. Doch bereits nach ein paar Tagen hat sie den

Gedanken wieder verworfen, weil sie Angst vor einem langwierigen Scheidungsprozess und den beruflichen Netzwerken meines Vaters hatte.“ Maier erzählt mit bitterer Stimme, dass natürlich auch die finanzielle Abhängigkeit und die Sorge, dass ihr Vater das Sorgerecht für die beiden Mädchen erhalten könnte, eine Rolle spielte. „Meine Eltern hatten sich während ihres Studiums auf einem Ball kennengelernt. Mutter hatte damals Kunstgeschichte studiert und das Studium nach meiner Geburt abgebrochen. Somit war sie von Vater ökonomisch abhängig“, ergänzt sie. Das erste Wiener Frauenhaus wurde 1978 eröffnet. Warum hat Maiers Mutter dort nicht Zuflucht gesucht? „Meine Mutter hat sich wohl aufgrund ihres sozialen Status nicht vorstellen können, in ein Frauenhaus zu gehen, weil das für sie auch den sozialen Ausschluss aus dem Familienkreis und dem Umfeld bedeutet hätte“, merkt Maier an. Nachdenklich ergänzt sie: „Heute betrachte ich es als einen großen Fehler, dass sie nicht ins

Frauenhaus gegangen ist und eine Scheidung durchgezogen hat. Denn bis zu ihrem Tod hat sie unter der Tobsucht und der Gewalt meines Vaters gelitten.“

Seit dem Tod ihrer Mutter vor fünfzehn Jahren hat Maier den Kontakt zu ihrem Vater abgebrochen. Sie resümiert: „Gewalt an Frauen und Kindern kommt in allen Schichten vor. Aber ich denke, dass die Scham, darüber öffentlich zu reden, in bürgerlichen Kreisen noch viel höher ist, weil Gewalt in der Familie als verpönt gilt.“

FRAUENHAUS. „Alle Frauen, die Gewalt in der Familie, in der Partnerschaft oder durch nahe Angehörige erfahren, finden Zuflucht in den Frauenhäusern. Ganz unabhängig von ihrer Herkunft, Religion, ihrem Alter, ihrer sexuellen Orientierung oder ihrem sozialen Status“, erklärt Maria Rösslhuber, die seit 1997 Mitarbeiterin und seit 2001 Geschäftsführerin des Vereins *Autonome Österreichische Frauenhäuser* (AÖF) ist. Von 1991 bis 2012 suchten insgesamt 52.863 Frauen und deren Kinder in den österreichischen Frauenhäusern Schutz. Heute gibt es landesweit 30 Frauenhäuser. „Die Bezeichnung autonom stammt aus der zweiten Frauenbewegung und bedeutet parteipolitisch und ideologisch unabhängig, im Sinne der Frauen und deren Kinder arbeiten zu können“, erläutert Rösslhuber, die in den 1990er-Jahren Politikwissenschaft und Frauenforschung an der Universität Wien studierte und über den Katholizismus zum Feminismus fand. Jedes Frauenhaus ist außerdem auch eine eigene Einrichtung, die von der jeweiligen Landesregierung finanziell unterstützt wird. „Die Finanzierung der Frauenhäuser ist daher unterschiedlich. Wir sind laufend mit finanziellen und personellen Einsparungen und Kürzungen oder sogar mit der Schließung von Frauenhäusern seitens der Politik konfrontiert“, merkt Maria Rösslhuber an. „Aber wir benötigen langfristige und ausreichende Finanzierungen sowie eine gesetzliche Verankerung der Finanzierung der Frauenhäuser, damit nicht jährlich der Kampf um die Existenz dieser gesellschaftspolitisch wichtigen Einrichtungen geführt werden muss.“

Doch obwohl die österreichischen Frauenhäuser mittlerweile anerkannte und nicht mehr wegzudenkende Opferschutzeinrichtungen darstellen, sind sie manchen PolitikerInnen ein Dorn im Auge. Im vergangenen Sommer lehnte die FPÖ in Amstetten eine Subvention für das lokale Frauenhaus ab. Die blaue Stadträtin Brigitte Kashofer warf der Einrichtung vor, maßgeblich an der Zerstörung von Ehen und Partnerschaften beteiligt zu sein. „Die FPÖ will offensichtlich die Realität der Gewaltproblematik in unserer Gesellschaft nicht wahrnehmen und stellt die Wichtigkeit von Schutz und Sicherheit für Frauen und Kinder infrage“, sagt Rösslhuber. Sie erzählt, dass die Frauenhäuser zu Beginn von allen politischen Parteien und von der Kirche sehr skeptisch und ablehnend betrachtet wurden: „Auch die SPÖ-Politikerin Johanna Dohnal, die sich sehr stark für

die Errichtung des ersten Frauenhauses in Wien 1978 eingesetzt hat, musste einen harten Kampf in ihrer eigenen Partei führen.“

Rösslhuber ist neben ihrer Tätigkeit als Geschäftsführerin des Vereins der AÖF auch Leiterin der Frauenhelpline 0800/222 555 und des europäischen Netzwerks WAVE (*Women against Violence Europe*). Außerdem ist sie Koordinatorin der *Plattform gegen die Gewalt in der Familie*. „Die Gewalt an Frauen ist meist Partnergewalt und kann viele Formen annehmen. Sie äußert sich in psychischer, sexueller, physischer und finanzieller Form und kommt oft in Kombination vor. Sie kann auch tödlich sein, denn die Mehrheit der Morde an Frauen erfolgt im Familienkreis“, berichtet Rösslhuber: „Kinder sind von der Gewalt gegen ihre Mütter immer mitbetroffen, entweder direkt oder indirekt ZeugInnen.“ Die Frauenhäuser bieten den Frauen und ihren Kindern umfangreiche Hilfe. Diese beginnt bei Schutz und Sicherheit und reicht bis zu psychosozialer und juristischer Beratung und medizinischer Hilfe. Auch die Begleitung zu Ämtern, Behörden sowie die Prozessbegleitung und die Hilfe bei der Arbeits- und Wohnungssuche gehören zu den Aufgaben der Frauenhäuser. Aber auch die politische Arbeit ist ein wichtiger Bestandteil der Einrichtungen, betont Rösslhuber: „Die Mitarbeiterinnen der Frauenhäuser waren mit dem Verein AÖF maßgeblich an den Gewaltschutzgesetzen beteiligt, die seit mehr als 15 Jahren existieren und den Schutz und die Sicherheit von betroffenen Frauen und Kindern wesentlich verbessert haben.“

ARBEITERINNENSCHICHT. „Die Zeit im Frauenhaus habe ich positiv in Erinnerung, denn endlich hatten meine Mutter und ich das Gefühl, an einem sicheren Ort zu sein“, erinnert sich Sigrid Schneider* (25). Schneiders Mutter war mit ihrer damals sechsjährigen Tochter vor ihrem gewalttätigen Ehemann in einer Nacht- und Nebelaktion aus einem Dorf bei Linz ins Frauenhaus geflohen. Die Entscheidung hatte die Mutter kurzfristig gefällt, nachdem ihr damaliger Mann sie brutal zusammengeschlagen hatte und dazu übergegangen war, auch die gemeinsame Tochter zu schlagen. Zuvor hatte sie bei einem Kinderarztbesuch im Warteraum einen Artikel über die Frauenhäuser und deren Aufgaben gelesen, der ihr Mut gemacht hatte. „Mein Vater – den ich heute eigentlich nicht mehr als solchen bezeichne – war neun Jahre älter als meine Mutter. Er hat als Stahlarbeiter gearbeitet, war krankhaft eifersüchtig und regelmäßig betrunken“, erzählt die heutige Kindergartenpädagogin, die nebenberuflich an der Universität Wien Pädagogik studiert. „Nach meiner Geburt hat er meine Mutter sukzessiv von ihrer Familie und ihrem früheren Freundeskreis isoliert und psychisch fertiggemacht. Auch das Ausüben ihres gelernten Berufs als Verkäuferin hat er ihr verboten“, erklärt Schneider. Als ihre Mutter mit ihr im Frauenhaus Zuflucht suchte, war sie genauso alt wie Sigrid Schneider heute. „Durch die Betreuung im Frauenhaus konnten meine Mutter und ich die

Erlebnisse viel besser verarbeiten. Ich weiß nicht, was sonst passiert wäre und ob wir eine Trennung von ihm – im wahrsten Sinne des Wortes – überlebt hätten“, sagt sie mit einem leichten Zittern in ihrer Stimme.

Das Frauenhaus hat ihrer Mutter auch bei der Scheidung geholfen und sie dabei unterstützt, ein neues Leben zu beginnen. „Durch seine Hilfe haben wir eine Übergangswohnung in Wien bekommen und Linz rasch verlassen.“ Der Neustart in Wien war nicht einfach, weil Schneiders Vater die Zahlungen der Alimente einstellte und ihre Mutter als Verkäuferin finanziell auf sich alleine gestellt war. Als Schneider zehn Jahre alt war, kam ihr Vater schwerst alkoholisiert bei einem Verkehrsunfall in Oberösterreich ums Leben: „Das mag sich jetzt hart anhören, aber für meine Mutter und mich begann erst nach seinem Tod ein richtig sorgenfreies Leben. Denn selbst in Wien hatten wir Angst, dass er uns finden würde.“ Dass ein selbsternannter „Väterrechtler“ die Adressen der vier Wiener Frauenhäuser auf einer Website veröffentlicht hat, macht sie wütend: „Ich möchte gar nicht daran denken, was mein Vater damals in Linz getan hätte, wenn ihm die Adresse des Frauenhauses bekannt gewesen wäre. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass er meine Mutter und mich im besoffenen Zustand physisch attackiert hätte. Im schlimmsten Fall würde ich heute nicht hier sitzen und von seiner Gewalt erzählen können.“

**Die Namen wurden auf Wunsch der Interviewpartnerinnen geändert und sind der Redaktion bekannt.*

Die Autorin studiert Publizistik und Kommunikationswissenschaft und diplomiert derzeit am Institut für Zeitgeschichte der Uni Wien.

Infobox

*Frauenhelpline gegen Gewalt: 0800/222 555
Kostenlos, rund um die Uhr und muttersprachliche
Beratung: www.frauenhelpline.at*

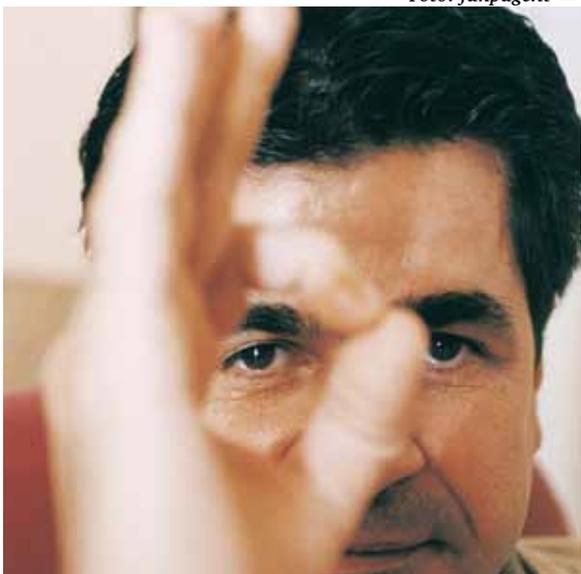
*Verein Autonome Österreichische Frauenhäuser:
www.a oef.at/cms/*

Filmtipp: Festung, Regie: Kirsi M. Liimatainen



Foto: Verein Wiener Frauenhäuser

Foto: fanpage.it



PÄULE

Wie die *Neue Zürcher Zeitung* berichtet hat, protestierte die iranische Regierung gegen die Verleihung des silbernen Bären an den iranischen Filmemacher Jafar Panahi im Rahmen der diesjährigen Berlinale. Über Panahi wurde 2009 im Iran ein 20jähriges Berufsverbot sowie eine Haftstrafe in Form von Hausarrest verhängt, als er versuchte, einen Dokumentarfilm über die Massenproteste gegen Ahmadinejads umstrittene Wiederwahl zu drehen. Panahi musste den Film daher heimlich drehen und außer Landes schaffen. (poig)

Grafik: e*vibes



BAMBULE

Ein Ableger der Gruppe *Femen*, *Femen Germany*, wird für seine Protestaktionen kritisiert. Im Jänner veranstaltete die Gruppe eine Demonstration gegen den von ihnen so betitelten deutschen „Sexindustriefaschismus“ und marschierte mit NS-Symbolik und Sprüchen wie „Prostitution is genocide“ in Hamburg auf. In einem offenen Brief kritisiert die feministische Gruppierung *e*vibes* die Gleichsetzung von Shoa und Sexarbeit, weil diese Nationalsozialismus, Faschismus und Holocaust verharmlose. (poig)

Foto: Lukas Berger



ZORES

In Ungarn rief die rechtsextreme Homepage *kuruc.info* dazu auf, persönliche Daten „ungarnfeindlicher Juden“ zu veröffentlichen und versprach für die Zusendung eine entgeltliche Belohnung. Wie *hagalil.com* im Februar berichtete, reagierte die Website damit auf eine antifaschistische Demonstration, die vor der Wohnung von László Csatóry in Budapest stattgefunden habe. Er wird verdächtigt, als Polizeioffizier 1944 eine Schlüsselrolle bei der Deportation von Juden und Jüdinnen aus Kosice gespielt zu haben. (poig)

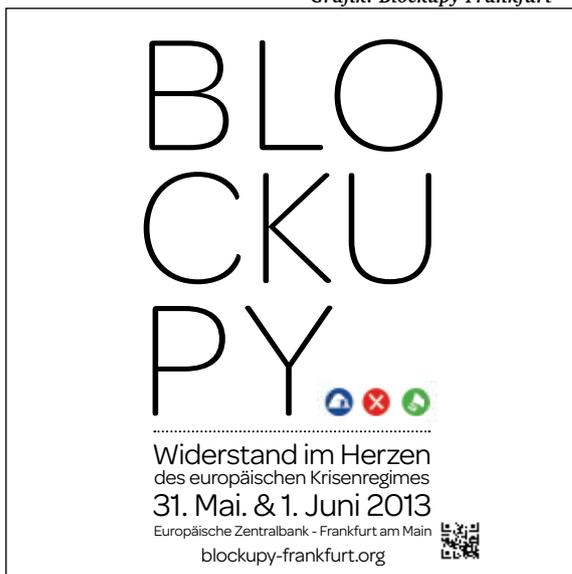
Foto: timquijano (Flickr)



MASSEL

Laut dem Blog *geekwire* ist China mittlerweile der am schnellsten wachsende Markt für Smartphones und hat Amerika als größten Android und iOS-Markt überholt. Es sei sehr wahrscheinlich, dass China diese Rolle als Spitzenreiter weiter ausbauen und Amerika hinter sich zurück lassen werde. Hauptgrund ist vor allem die rasant anwachsende, chinesische Mittelschicht. Ende Februar waren in China geschätzte 246 Millionen entsprechende Geräte in Betrieb, in den USA 230 Millionen. (poig)

Grafik: Blockupy Frankfurt



BAHÖ

In Frankfurt am Main bereitet das kapitalismuskritische Bündnis *Blockupy* eine zweite Protestrunde vor. Letztes Jahr sorgte *Blockupy* mit tagelangen Protesten gegen die europäische Krisenpolitik für Aufsehen. Dieses Jahr sollen zweitägige Proteste ab 31. Mai in Frankfurts Stadtgebiet stattfinden, wie die *Frankfurter Rundschau* berichtete. Die Proteste richten sich gegen die Politik der EU-Kommission, des IWF und der Europäischen Zentralbank, die ihren Sitz in Frankfurt hat. (poig)

Foto: Johanna Rauch



TACHELES

Mitte Februar stellte die Stadt Wien ein Maßnahmenpaket zur Verbesserung der Lebenssituation von Transgender-Personen vor, wie *thinkoutsideyourbox.net* berichtete. Vor allem eine Personenstandsänderung, also die Änderung des Geschlechtseintrags im Geburtenbuch, soll erleichtert werden. StandesbeamtenInnen sollen geschult werden, um auf die Situation von Transgenderpersonen eingehen zu können. Weiters stellte die Stadt Wien Österreichs erste staatliche Broschüre zu „Trans*Identitäten“ vor. (poig)

dossier



Kreativ auf Knopfdruck

Selbstentfaltung um jeden Preis

Konforme Nonkonformität

Wenn das Individuum zum Bobo-Abziehbild und Kreativität zur Selbstoptimierung wird

Kreativität ist gefragt!

Heute lässt sich eine Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach kreativer, persönlicher Lebensgestaltung und den Anforderungen im alltäglichen Leben und der Arbeit beobachten. Einerseits finden wir den Ruf nach alternativen Lebensmodellen immer häufiger. Andererseits wird in beinahe jedem Anforderungsprofil Kreativität verlangt. Bei Kreativität handelt es sich anscheinend nicht nur um ein individuelles oder den schönen Künsten vorbehaltenes Phänomen zur freien Selbstentfaltung der eigenen Persönlichkeit. Kreativität scheint in einem wesentlichen Zusammenhang mit einer noch jungen modernen ökonomischen Praxis zu stehen, die an die Stelle der klassischen Rationalisierung getreten ist und sich durch den Imperativ zur allgemeinen Kreativität auszeichnet.

Kleine Kulturgeschichte der Kreativität

Kreativität wird häufig vorschnell mit den schönen Künsten in Verbindung gebracht. Als Vorläufer des Begriffs der Kreativität gilt jener des „schöpferischen Geistes“. Seit den 1950er Jahren spricht die Psychologie in Zusammenhang mit individuellem Denken von „Kreativität“. Aufwendige Modelle versuchen sie als eine besondere Denkweise zu beschreiben. Diese wird im Individuum, isoliert von der Gesellschaft vermutet. Andererseits muss anerkannt werden, dass es in den letzten 30 Jahren zu einer „Universalisierung der Kreativität“ kam. Sie hat sich auf alle Bereiche der Gesellschaft ausgebreitet. Dies können wir am Beispiel der creative industry beobachten, in der Kreativität keine Form des individuellen Denkens ist, sondern wirtschaftliche Praktik eines Betriebs.

Kraft der Schöpfung

Bis zur Aufklärung wurde jede schöpferische Kraft des Menschen als Ausdruck einer übergeordneten und über-reellen Macht (Gott), oder einer göttlichen Eingabe beziehungsweise Erleuchtung interpretiert. Mit der Aufklärung tauchten kritische Ideen auf, die versuchten, den Menschen als Ursprung schöpferischer Leistungen ins Zentrum zu rücken. Diese Position des Menschen als Schöpfer bröckelte wiederum angesichts zunehmender maschineller Produktion, mit der Geburt des Maschinenzeitalters im 18. und 19. Jahrhundert. Nicht zuletzt waren es die weitgehenden Rationalisierungen der industriellen Revolution, im Sozialen wie in der Wirtschaft, die dafür sorgten, dass Kreativität vor allem als antirationalistisch verstanden wird.

Kreative Emanzipation

Bis in die 1960er Jahre hielten sich gesellschaftliche Normen, die für eine weitgehende Rationalisierung von Gesellschaft und Wirtschaft standen. Das Leben der Individuen sollte vor allem in Kernfamilien organisiert werden. Die aufkommenden Protestbewegungen wendeten sich gegen diese starren, zweckorientierten Normen wie Einfamilienhaus, Geschlechterrollen und Karriere. Die Kreativität stand für ein Schaffen ohne bestimmten Zweck, für eine neue Freiheit des Individuums, das sich abseits der einengenden Normen entfalten sollte. Die Romantiker des 19. Jahrhunderts wie die Gegenkultur der 1960er Jahre teilen sich, in diesem Sinn, eine Sicht auf die Kreativität als Hoffnung für die Emanzipation vom repressiven Establishment, dem bürgerlichen Rationalismus und dem alltäglichen Hausverstand.

Innovationsmotor Kreativität

Heute gibt es keinen Bereich mehr, der nicht kreativ gestaltet werden soll. Von der eigenen Persönlichkeit bis hin zu Architekturbüros, SchokoladeherstellerInnen und Theatergruppen: Sie alle müssen in ihrem Tun kreativ sein und beständig neue Formen ihrer Arbeit realisieren, um am Markt bestehen zu bleiben. Das war nicht immer so. Die Organisation von Arbeit und deren Innovation waren im Maschinenzeitalter voneinander getrennt. Wo früher die sogenannten „Ingenieurwissenschaften“ technische Innovationen entwickelten und anschließend beispielsweise die Fließbandarbeit entsprechend gestaltet wurde, fallen heute Organisation und Innovation zusammen. Das Organisieren selbst muss in seiner Form kreativ sein, um neue Lösungen zu finden. Kreativität muss also auch als ökonomische Praktik betrachtet werden.

Kreative Ideale

In den 1960er Jahren vollzog sich ein Wandel, der die bis dahin starren gesellschaftlichen Normen aufweichte. Die Flexibilisierung der Lebensverhältnisse bedeutete das Wegfallen vorgegebener „sinnstiftender Ressourcen“ für das Individuum. Bisher war vor allem die soziale Unterwerfung unter gegebene Verhältnisse identitätsstiftend gewesen. Waren zuvor einengende Normen und eine strenge Moral eindeutige Bezugspunkte für die eigene Identität, wurden Selbstentfaltung und Kreativität nunmehr zu neuen Idealen. Die Identität des Individuums bestimmt sich durch eine „kreative und produktive Beziehung“ zu sich selbst. Davon zeugen Ausdrücke wie „Ich-Unternehmen“ oder Aufrufe zur ständigen Selbstoptimierung, um Alltag, Arbeit und Liebesleben zu bewältigen.

A Hard Way to make an Easy Living



Alle ernsthaften Pokerspielerinnen wissen, dass sie ihr Spiel mit Disziplin und Ausdauer betreiben müssen, um erfolgreich zu sein. Dennoch treibt viele der Traum an, vom Spielen leben zu können. Also von einer Tätigkeit, die im Grunde doch keine „richtige“ Arbeit ist, auch wenn ihr mit mehr Fleiß und Verbissenheit nachgegangen wird, als sie die meisten anderen Jobs erfordern. Es ist eben ein Traum und nicht einfach Mittel zum Zweck. Poker ist aber nicht der einzige Bereich, auf den diese Diagnose zutrifft: Menschen wollen auch Journalistinnen werden, Künstlerinnen, Designerinnen; sie wollen sich kreativ betätigen, ihre Idee vom eigenen Geschäft oder Restaurant verwirklichen. Sie träumen davon, von ihrer Leidenschaft leben zu können und sind bereit, dafür einiges in Kauf zu nehmen.

SAN PRECARIA. Das Prekariat ist mittlerweile in aller Munde. Es hat sich herumgesprochen, dass sich die Arbeitsformen transformieren und immer weniger Menschen in stabilen, vertraglich langfristig geregelten Verhältnissen beschäftigt sind. Auch in linken Debatten hat sich der Fokus vom Proletariat auf das Prekariat verschoben. Damit einher geht auch eine Verschiebung von der Betrachtung der kapitalistischen Produktionsweise als ganze zur Betrachtung der wechselnden Arbeitsbedingungen innerhalb des Kapitalismus. War das Proletariat noch eine Bestimmung der grundsätzlichen Lage von Menschen im Produktionsprozess, meint das sogenannte Prekariat eine sehr heterogene Gruppe, die das Leben unter ungewissen Verhältnissen gemeinsam hat. Die junge selbstständige Architektin oder die angehende Künstlerin lebt scheinbar genauso prekär wie die Fließbandarbeiterin, die womöglich umziehen muss, um einen Job zu finden, von dem sie nicht einmal sicher weiß, wie lange sie ihn behalten wird.

Bei letzterer ist übrigens einigermaßen verständlich, warum sie bereit ist, unsägliche Schikanen auf sich zu nehmen: Es bleibt ihr nicht viel übrig. Wie verhält es sich aber in jenen Bereichen, von denen eigentlich alle wissen, dass ökonomisch nicht viel zu holen ist und in denen sich dennoch Horden junger gut ausgebildeter Menschen finden, die bereit sind, für die Chance auf eine mögliche Karriere ein schlecht oder gar nicht bezahltes Praktikum nach dem anderen zu absolvieren? Sie bilden eine Art Wohlstandspre-

Über Poker wird oft gesagt, es wäre eine anstrengende Art, sich ein einfaches Leben zu machen. Etwas ganz Ähnliches ließe sich über den Kreativbereich sagen.

kariat und konkurrieren um Stipendien, Beihilfen und Ausbildungsplätze, in der Hoffnung, einmal ihre Brötchen mit etwas Interessantem zu verdienen.

PRIVILEGIEN. Dieses Prekariat der Studierenden und Jungabsolventinnen ist in der eigentümlichen Situation, von einem Projekt zum nächsten zu hetzen, einen Förderantrag nach dem anderen auszufüllen und Zertifikate zu sammeln, die sich im Lebenslauf gut machen, aber dabei nichts zu verdienen, sondern sich vielmehr mit Hilfe von Reserven oder versteckten Einkünften über Wasser halten zu müssen. Teilweise sind sich diese Prekären ihrer Einkünfte nicht einmal völlig bewusst. Vielleicht arbeiten sie sogar und finanzieren sich selbst, leben aber in der günstigen Eigentumswohnung von Verwandten, bekommen immer wieder Geldgeschenke oder werden auf Urlaube eingeladen. Und selbst wenn all dies nicht zutrifft, sind sie oft in der angenehmen Lage, einfach zu wissen, dass sie einen Rückhalt haben, falls es hart auf hart kommt. Ihre prekäre Lage ist deshalb auch abenteuerlich und zumindest eine Zeit lang durchaus erträglich. Das vergegenwärtigt, wieso vielen ein unbezahltes Praktikum als normaler Schritt auf der Karriereleiter erscheint, oder warum es vielen nicht widerstrebt, Projekte, von deren Wichtigkeit sie im Grunde nur halbherzig überzeugt sind, unentgeltlich auf die Beine zu stellen.

WIR SIND ALLE INDIVIDUEN. „Ich nicht“, antwortet ein Statist in Monty Pythons *Das Leben des Brian* und stört die Menschenmenge, die im Chor einstimmig ihre Verschiedenheit bekundet. Sicher ist es auch ein Wunsch nach Selbstverwirklichung: danach, mit dem Leben etwas Besonderes anzufangen, der alle in dieselben prekären Berufe drängt. Die meisten wollen ja doch nicht leidenschaftlich Zahnärztin oder Mechanikerin werden, sondern

Stars, Künstlerinnen, Profi-Gamerinnen. Sie strömen in Felder, in denen zu arbeiten mehr als einen Job bedeutet, mehr als ein Mittel, Geld zu verdienen. Es geht darum, einen Traum zu verwirklichen und sich in einem umkämpften Bereich zu behaupten. Letztlich darum, etwas Besonderes zu sein. Die Wohlstandsprekären machen mit, weil sie sagen wollen: „Ich bin Designerin“ oder „Ich kann von meiner Kunst leben“.

Und weil sie die Vorstellung, einen dieser normalen Jobs, die anstrengend sind, aber sein müssen, verständlicherweise abschreckt. Eine Musikerin in einer Talk-Show meinte einmal, sie hätte hart an ihrem Album gearbeitet, aber sie wäre dankbar, keinen „richtigen Job“ machen zu müssen. Irgendwie nachvollziehbar. Es ist, wie Dolly Parton singt: „Working nine to five – what a way to make a livin’“.

ZWEIERLEI ELEND. Natürlich sind die Bedingungen, unter denen viele ihrem wahren Selbst nachhetzen, wirklich elendig – und die Kritik daran notwendig und begrüßenswert. Auch wenn es nicht überrascht, dass sie reichlich artikuliert wird, betrifft sie doch gerade jene, die im Kulturbereich, im Fernsehen und bei Radios tätig sind. Immerhin zeigen sie sich üblicherweise solidarisch mit jenen, denen es noch mieser geht und deren Zugang zu Artikulationsmöglichkeiten begrenzter ist.

Es gibt nämlich noch ein anderes Prekariat. Viele Menschen haben keine Wahl, weil sie nichts haben. Ihnen bleibt nichts übrig, als jeden Job anzunehmen, wo er auch sein mag, und noch die schikanoösesten Arbeitsbedingungen zu ertragen. Diese Prekären gibt es hierzulande und es gibt sie anderswo; dort geht es ihnen vielleicht noch schlechter. Dieses Phänomen ist nicht neu, es existiert, seit es Kapitalismus gibt. Wer nichts hat, muss die eigene Haut verkaufen. Neu ist nur, dass Akademikerinnen nicht automatisch mit einem sicheren Platz im Verwaltungsapparat des Elends belohnt werden. Und vielleicht war auch das nie wirklich ganz so einfach. Die Gesellschaft transformiert sich also – und bleibt sich doch gleich.

Der Autor Simon Sailer studiert in Wien.

Joyce Muniz ist DJ, Produzentin und Vokalistin mit brasilianischen Wurzeln und hat sich in den letzten Jahren nicht nur in Österreich, sondern auch international in der House- und Techno-Szene einen Namen gemacht. Soeben ist ihr neuer Release „Trust your Enemies“ am Berliner Label Exploited Records erschienen.

soundcloud.com/joytoy
exploitedghetto.de



Fotos: Christopher Glanzl

„Das ist dann keine Kunst mehr“

DJ und Produzentin Joyce Muniz, Sängerin Katie Trenk (Sex Jams) und Labelgründer Martin Unterlechner (DuzzDownSan) haben einen Nachmittag zusammen verbracht und über Kreativität, Schaffensdruck und die österreichische Musiklandschaft diskutiert. progress war mit dabei.

progress: In den 70er Jahren meinte Joseph Beuys, dass jeder Künstler sein kann, der will. Der Kreativitätsbegriff erfuhr damit eine starke Aufwertung. In den 80ern galt Kreativität als Ausbruch aus der Arbeitsroutine und dem Stumpfsinn des Alltags. Inzwischen werden wir beim Arbeiten ständig aufgefordert, möglichst kreativ zu sein. Kann sich Kreativität unter Druck überhaupt entfalten? Wie geht ihr als MusikerInnen damit um?

Joyce: Druck kann sehr produktiv sein. Manchmal brauche ich monatelang für einen Remix und eine Woche vor der Deadline kommt dann plötzlich etwas Cooles raus. Der Druck Geld zu verdienen, ist aber trotzdem schlimm. Ich hab immer neben meiner Musik gearbeitet, irgendwann hat sich dann mein Hobby zum Beruf entwickelt. Als das passiert ist, hat sich aber schon etwas verändert in meinem Leben.

Inwiefern hat sich dein Leben verändert?

Joyce: Ich habe bemerkt, dass ich mich selbst unter Druck setzen und sehr organisiert sein muss, wenn ich

kontinuierlich Geld verdienen will. Der Druck, Geld zu verdienen, war aber, denke ich, schon immer da. Für mich ist es wichtig, die goldene Mitte zu finden: Wenn gerade nichts da ist, auch ohne miese Jobs überleben zu können.

Martin: Es wäre wohl kontraproduktiv, wenn das Geldverdienen eine große Rolle bei DuzzDownSan spielen würde. Dann müsste man natürlich auch Kompromisse eingehen und hätte mehr Druck. In unserer Situation können wir kreativ sein, ohne Konsequenzen. Da ist die Freiheit, keine Erwartungen berücksichtigen zu müssen. In der Arbeitswelt hat man oft mit einer anderen Form von Kreativität zu tun. Denn dort schleichen sich oft Dinge ein, die mit Kreativität nicht mehr wirklich viel zu tun haben. In vielen Situationen, in denen man unter Druck an was arbeitet, überschlagen sich zu Beginn die Ideen, wenn dann Geld und Zeit als zwei kritische Faktoren hinzukommen, werden diese aber ausgehöhlt. Das ist dann eben eine Zweckkreativität, bei der auch meist nichts Tolles entsteht.

Katie: Ich denke, entweder man ist Künstler oder eben nicht. Dagegen kann man sich nicht wehren und das kann man auch nicht lernen. Mit Sex Jams sind wir zu fünft in der Noise-Pop-Szene unterwegs. Wir bekommen viele und gute Reviews, wir spielen Live-Shows und es läuft eigentlich gerade sehr gut für uns. Aber es wird trotzdem nie so sein, dass wir alle davon leben können. Ich war vor zwei Jahren in einer Phase, in der ich mich gegen Druck, produktiv sein zu müssen, wehrte. Ich fragte mich, woher der Druck kommt und ob es das wirklich ist, was ich will.

Joyce: Ja, das, was dabei herauskommt, ist oft keine Kunst mehr.

Katie: Genau, sondern ein Scheiß-Job. Ich bin nicht im Proberaum und will einen Hit nach dem anderen hinauswerfen, ich will Triebe verarbeiten und ausdrücken. Die Band steht bei uns an erster Stelle. Wir haben alle unsere Brotjobs, die flexibel sind, sonst würde das auch nicht funktionieren. Wenn ich darauf aus wäre,

schnell und viel Geld zu verdienen, dann würde ich wohl auch andere Musik machen. Etwas Elektronisches zum Beispiel. Bei Sex Jams kann ich es mir aber dafür leisten, mit Absicht falsch zu singen, das geht bei anderen Sachen dann nicht.

Joyce: Ich habe viel in meinem Leben aufgegeben für meine große Liebe, die Musik. Ich kann jetzt wirklich stolz sagen, dass ich davon leben kann. Ich weiß das auch zu schätzen, weil viele Musiker das eben nicht können. Ich opfere nach wie vor sehr viel dafür. Das ist etwas, das man von außen vielleicht nicht sieht.

Wie schwierig hat man es als Frau in dieser Szene?

Joyce: Die Techno- und House-Szene wird nach wie vor von Männern kontrolliert. Es gibt sehr wenige Frauen, dafür dass es so viele DJs gibt. Das Business ist schon sehr hart. Mir wurde oft die Tür vor der Nase zugeschlagen. Mittlerweile gibt es aber sehr viele Frauen, die präsent und erfolgreich sind. In den letzten zehn Jahren hat sich das stärker ausgeglichen.



Katie Trenk ist Sängerin der Band Sex Jams, die mit ihrem ersten Album „Post Teenage Shine“ bekannt wurde. Seitdem gilt die fünfköpfige Formation als österreichische Noise-Pop-Hoffnung. Sex Jams haben soeben ihr Zweitwerk „Trouble honey“ auf Siluh Records und Noise Appeal Records released. Auf Seite 33 findest du eine Plattenkritik on „Trouble honey“.

sexjams.net, siluh.com/noiseappeal.com

Martin Unterlechner, auch bekannt als Mosch, hat 2008 das Label DuzzDownSan ins Leben gerufen. Es zählt mittlerweile zu den wichtigsten Raplabels Österreichs. Nebenher ist er als Rapper und Produzent unterwegs – sein Album „Metamorphosis as a Metaphor“ erschien jüngst auf DuzzDownSan.

moschstrumental.bandcamp.com, duzzdownsan.com

Katie: Ja, das zieht sich durch alle Bereiche.

Martin: Mädchen sind schneller abgeschreckt. Da ist einfach eine andere Hemmschwelle in Bezug auf Technik vorhanden. Der Sound jener Mädels, die produzieren, hat jedoch etwas sehr Intuitives und Organisches. Auch beim Auflegen sieht man das: Die besten Techno-DJs, die ich bisher erlebt habe, waren Frauen. Man hat also auch Chancen und kann davon profitieren.

Wie steht es 2013 um Österreichs Kreativ- und Musiklandschaft? Da hört man ja oft viel Negatives – zu Recht?

Martin: Ich denke, es braucht hierzulande sehr viel Bestätigung von außen. Sobald jemand von außen sagt, „das ist cool, was du machst“, wird deine Kreativität ganz anders wertgeschätzt. Nehmen wir zum Beispiel *Dorian Concept*: Als Gilles Peterson gesagt hat, dass er dope ist, sind alle auf den Hype aufgesprungen und er wurde auch hier gefeiert.

Joyce: Österreich hat sehr viele kreative Leute. Das Problem ist, dass es keinen starken Markt mehr gibt. Es ist traurig, dass hier super Künstler leben, aber kaum ein eigener Support existiert. Als österreichischer Künstler kannst du nur weiterkommen, wenn das Label gute Kontakte zu Deutschland oder England hat. Und die sind total beschäftigt mit ihren eigenen

Musikern. Wien ist eine tolle Stadt, aber wir können uns als Künstler hier schwer entfalten. Wenn du aber in Österreich beim Publikum gut ankommst, dann hast du international große Chancen, weil die Leute hier sehr kritisch sind: Wenn sie etwas Neues hören, sagen sie selten „Leiwand, super!“, sondern „Ja, schau mal“. In den USA oder Großbritannien heißt es hingegen gleich einmal „amazing“ oder „dope shit!“.

Martin: Glaubst du nicht, dass das bei uns noch einmal verschärft ist, weil es hier einfach so einen kulturellen Minderwertigkeitskomplex gibt?

Joyce: Jeder Künstler hat das mit seiner Stadt oder seinem Land. Dieses Verhältnis zu den „Locals“ gibt’s auch in Sao Paulo, New York oder Berlin. Man gibt eben erst etwas einen Wert, wenn man es verloren hat. Etwa wenn sie sehen, dass du international erfolgreich bist. Man merkt, dass die Leute zuhause dann plötzlich wieder mehr Lust auf dich haben.

Das heißt, für KünstlerInnen ist das Publikum vor der eigenen Haustüre die wirkliche Nagelprobe?

Katie: Es herrscht hier eine Scheuklappenmentalität vor. Das war ja in Österreich schon immer so, vom Theater bis hin zur Musik, beachtet wurde man doch oft erst, wenn man schon tot war. *Sex Jams* bewegt sich

in einem Genre, das nicht so groß ist. Es wäre also sehr stumpfsinnig, nur in Österreich bleiben zu wollen. Du hast schnell alles hier leer gespielt und unser Sound ist auch eher international. Auf unserem Label *Siluh Records* sammeln sich auch internationale Künstler wie etwa *Mozes* and *The Firstborn*.

Martin: Wobei es eigentlich schon wieder gut für die Kreativität ist, dass der Markt hier so klein ist. Man kann das Geschäft mit Musik hier so stark vernachlässigen, dass jeder eine geringere Hemmschwelle hat, sich in einer Form auszudrücken, die nicht auf Kommerzialisierung abzielt.

Joyce: Es gibt hier eine starke Undergroundszene. Ich bin immer wieder erstaunt, wie viele gute Leute es hier gibt – auf so kleinem Raum. Der Underground kann dich hier aber auch schnell verschlucken. Wien hat zum Beispiel eine eigene Energie, was das betrifft. Man vergisst schnell, sich mit der Außenwelt zu verbinden. Viele Leute bleiben da hängen. Entweder du bist präsent, oder eben gar nicht. Ich versuche deswegen die Mitte zu halten, einmal hier, dann wieder weg.

Martin: Es fehlt hier einfach auch an gegenseitigem Support.

Joyce: Ja, und früher gab es mehr Crews und coole Labels, mit eigenem Sound, wie zum Beispiel *G-Stone*,

Klein Records oder *Vienna Scientists*. Die hatten international auch viel mitzureden. Es gibt auch jetzt ein paar tolle Labels, wie etwa *Affine Records*, *Luv Shak* oder *Schönbrunner Perlen*.

Aber im Großen und Ganzen hat man hier einfach nicht so viele Chancen. Sind Marketing und Kunst für euch klar getrennte Bereiche?

Katie: Hm, ich bin immer skeptisch, wenn Künstler anfangen, von Selbstmanagement zu reden. Es wird natürlich nicht passieren, dass irgendwer in deinen Proberaum kommt und dich entdeckt, aber ich sehe das Management trotzdem nicht als meine Aufgabe.

Joyce: Klar, ich denke, es gibt wenige Künstler, die sich selbst verkaufen können. Die, die das können, sind dann schnell keine Künstler mehr, weil sie dann so damit beschäftigt sind, sich zu vermarkten. Ich kenne viele Musiker, die sehr belastet sind, weil sie alles selber machen wollen: Marketing, Labelarbeit, Releases und so weiter. Das geht aber oft in die Hose. Da sind so viele Emotionen und Erwartungen da, die im Business nichts verloren haben. Das frustriert dich dann total, wenn’s nicht gut läuft. Kunst und Marketing müssen getrennt sein. Das ist ganz wichtig, denke ich.

Das Interview führte Simone Grössing.

Toastbrot und Champagner

Berufe im künstlerischen und Medienbereich gelten als frei: Viele streben sie an, doch ökonomischen Erfolg haben nur wenige. Vom Kampf zwischen kreativer Selbstverwirklichung und finanzieller Selbsterhaltung.



Heute Wien, morgen New York. Nächste Woche Shooting auf einer karibischen Insel. Freie Zeiteinteilung, keine Verpflichtungen und viel Geld. Und am Abend treffen sie die hippesten Leute auf verrückten Partys. Das Leben von FotografInnen scheint leicht und frei. Sarah Böswart ist Fotografin – aber ihr Leben sieht anders aus. Eigentlich hat sie alles richtig gemacht: Top Ausbildung, Praktika und auch einige Preise hat sie gewonnen. Trotzdem findet die 23-Jährige, wie viele andere in der sogenannten Kreativwirtschaft, keine bezahlte Arbeit.

Viele junge Menschen wollen GrafikerInnen, FotografInnen oder JournalistInnen werden. Es sind die Vorstellungen eines Easy-going-Lebensstils, von lockeren Hierarchien, flexiblen Arbeitszeiten und der Drang nach Selbstverwirklichung, die Leute in die Kreativbranche ziehen. Dafür sind sie bereit, vieles zu opfern und einige Hürden zu nehmen. Und das, obwohl sie wissen, dass sie damit niemals

materiellen Reichtum anhäufen werden. „Arm, aber sexy“ – klingt verlockend, ist es aber nicht: Wie hart der Kampf ums finanzielle Überleben in diesen Branchen ist, wird den meisten erst bewusst, wenn das Geld am Ende des Monats nicht mal mehr für das Notwendigste reicht.

ARBEIT IN DER FREIZEIT. Böswart hat ein Mal in ihrer Karriere Glück gehabt: Sie bekam eine Stelle als freie Mitarbeiterin im *Museum für Moderne Kunst*. Sie hat Fotos retouchiert, die Ausstellungsstücke fotografiert und die Bilder archiviert. „Wir hatten einmal Originalnegative vom Aktionskünstler Günther Brus. Da hätte ich fast geweint vor Freude“, erzählt sie. Für Böswart war die Arbeit im Museum ein Traumjob: „Ich würde es sofort wieder machen.“ Verdient hat sie für 20 bis 25 Arbeitsstunden in der Woche durchschnittlich 340 Euro im Monat. Daneben hat sie ihre Ausbildung an der *Graphischen* abgeschlossen. Dort gilt Anwesenheitspflicht. Die Jobs

für das Museum hat sie am Abend erledigt. Weil sie ihrer Familie nicht noch mehr auf der Tasche liegen wollte, pendelte sie jeden Tag von ihrem Elternhaus in St. Pölten nach Wien. Freizeit hatte sie keine.

Sahel Zarinfards Tagesablauf sieht ähnlich aus: Sie steht auf, arbeitet und geht schlafen. Wie viele Stunden die 24-Jährige, die kürzlich zur Jungjournalistin des Jahres gewählt wurde, tatsächlich recherchiert und an Texten schreibt, kann sie nicht sagen. Es sind aber sicher mehr als 40. Früher hat sie Nebenjobs gemacht, um schreiben zu können. Heute kann sie ihr Leben durch ihre journalistische Tätigkeit finanzieren. Zwar lebt sie immer noch in einer WG, hat kein Auto und fährt nur selten auf Urlaub – jeden Cent zweimal umdrehen muss sie aber nicht mehr: „Ich hätte mir nie gedacht, mit Schreiben überhaupt Geld verdienen zu können.“ Hauptsächlich stammt Zarinfards Einkommen von ihrer Tätigkeit als Pauschalistin beim Wirtschaftsmagazin *cashflow*. In

ihrer Freizeit widmet sie sich ihrem Herzensprojekt *paroli*. Gemeinsam mit vier anderen JungjournalistInnen hat sie das Onlinemedium im März 2012 gegründet. „Wir wollen uns mit *paroli* austoben und es als Spielwiese für neue journalistische Formen nutzen“, sagt sie.

ANGEBOT UND NACHFRAGE? Mit einem künstlerischen Job überleben zu können, war nie einfach: „Musiker waren in keiner Epoche begehrte Schwiegersöhne“, sagt Peter Stoeckl, Assistenzprofessor für Design, Grafik und Werbung an der *Angewandten* in Wien. Zuerst arbeiteten KünstlerInnen als Erfüllungsgehilfinnen des Adels. Den HofmalerInnen und -musikerInnen ging es gut, alle anderen konnten kaum überleben. Mit der Aufklärung kam der Kunst zunehmend die Aufgabe zu, die Herrschenden kritisch zu hinterfragen – auch damit ließ sich nicht gut Geld verdienen. Und heute? Heute lässt sich das Problem auf eine Grundregel der Wirtschaft herunterbrechen – auf Angebot und Nachfrage. Weil es so viele GrafikerInnen, FotografInnen und JournalistInnen gibt, drückt der Konkurrenzkampf die Preise für die Kreativarbeit. „Viele werden über einen Hungerlohn nie hinauskommen. Nur einige wenige werden sich durchsetzen“, erklärt Stoeckl. Einige dieser Berufe sind zusätzlich von der fortschreitenden Digitalisierung betroffen. Früher waren FotografInnen TechnikerInnen – ohne Fachwissen in der Chemie und teure Geräte war es nicht möglich, ein Foto auf Papier zu bringen. Im Jahr 1888 erfand Kodak die Kamera für „jedermann“ und warb mit dem Slogan „You press the button, we do the rest“. „Seit damals geht es mit den Fotohonoraren bergab“, sagt Stoeckl. Sich als FotografIn sein Brot zu verdienen, ist schwieriger geworden; fast alle brauchen zusätzlich Nebenjobs. Aber auch das ist nichts Neues – schon immer haben sich KünstlerInnen ihre Leidenschaft mit anderer Arbeit finanziert. In den USA sei es laut Stoeckl ganz normal, dass TänzerInnen nebenbei Taxi fahren und FotografInnen kellnern, um über die Runden zu kommen. „Es scheint mir ein speziell mitteleuropäisches Phänomen, dass sich KünstlerInnen für ihre Nebenjobs genießen. Für mich hat das nichts Verwerfliches.“

Bei *paroli* gehe es laut Zarinfard auch nicht primär ums Geld. Es gehe darum, Mut zu beweisen und etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. Darum, unabhängig zu sein. Trotzdem gibt sie zu, dass das hohe Arbeitspensum ihre Freizeit einschränkt und an der Substanz zehrt. Sie muss viel für die Verwirklichung ihres Traums opfern. Ausgebeutet fühlt sie sich dennoch nicht: „Ich bin gerne Journalistin und sehe die Arbeit nicht als Belastung.“

BÖSWART GEHT ES ANDERS. Sie ist das prekäre Leben leid. Sie will nicht mehr erschöpft nach Hause kommen, ohne zu wissen, ob sie jemals mit dieser Arbeit ihr Leben bestreiten wird können. Investiert hat sie genug: Zeit in ihre Ausbildung, Herzblut in ihre Leidenschaft, die Fotografie, und viel Geld in ihr Equipment. 6000 Euro hat ihre Kamera mit Objektiven gekostet; dafür hat sie ihren Bausparer aufgelöst. Einkünfte konnte sie daraus fast keine generieren: „Alle um mich herum haben etwas weitergebracht und ich habe trotz Ausbildung und einer 6000 Euro teuren Kamera nichts geschafft. Ich habe

das Gefühl, als hätte ich meine ganze Kreativität ausgekotzt.“ Heute will Böswart nicht mehr von der Fotografie leben: Sie will nicht ihre eigene Chefin sein, wenn das bedeutet, sich gnadenlos selbst ausbeuten zu müssen, um irgendwie durchzukommen.

FASSADE VS. REALITÄT. Dennoch wählen viele junge Leute dieses prekäre Leben und gehen das Risiko der Armut ein. Denn das Prekariat des Künstlers und der Künstlerin unterscheidet sich deutlich von der Armut des Bettlers und der Bettlerin, wie die Schriftstellerin Katja Kullman in ihrem Buch *Echtleben* beschreibt: Sie erklärt, wie man sich möglichst lange von einer Packung Toastbrot ernährt, um Geld zu sparen. Dieses wird dann beim Feiern mit FreundInnen hinausgeworfen, um die soziale Fassade aufrechtzuerhalten. „KünstlerInnen gehen im Gegensatz zu BettlerInnen einer Tätigkeit nach, für die es Anerkennung gibt – sei es auch nur von wenigen. Sie können sich selbstverwirklichen“, erklärt Stoeckl. Auf einer Party sind FotografInnen und MusikerInnen eben angesagter als HilfsbuchhalterInnen – auch, wenn sie nicht davon leben können.

Aber lohnt es sich überhaupt, Geld in die universitäre Ausbildung von Leuten zu investieren, die am Ende ohne Mindestsicherung nicht überleben können? Bis zum Studienabschluss kostet einE StudentIn den Staat laut Universitätsbericht 2011 im Schnitt 106.788 Euro. Universitäten sind eben Bildungseinrichtungen und keine Ausbildungseinrichtungen, sagt Stoeckl: „Sonst könnten sie ja Orchideenfächer wie Ägyptologie auch niemals rechtfertigen. Sie werden gelehrt, weil Interesse daran besteht und nicht, weil es so einen großen Bedarf gibt. Das entspricht nicht unserem Universitätssystem.“ Dass an den Kunstinis und in den kreativen Ausbildungen etwas falsch läuft, streitet er aber nicht ab. Das hat auch Böswart zu spüren bekommen: „Sie hoffen halt jedes Jahr, dass der/die Eine dabei ist, der/die sich durchsetzen wird“, sagt sie. Den Abschluss absolvieren in der Grafikerkategorie der *Graphischen* aber jedes Jahr rund 30 AbsolventInnen.

Von den Studierenden wird erwartet, möglichst einzigartig und elitär zu wirken. Wer sich beispielsweise der Wirtschaft „anbietet“ und statt abstrakten Kunstwerken, für die er/sie zwar künstlerische Anerkennung, aber kein Geld erntet, Porträts malt, um seinen/ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wird an den Kunstinis Spott ernten. „Dabei sagen einige LehrerInnen bei uns selbst, dass sie nur unterrichten, weil sie von ihrer Kunst nicht leben können“, erzählt Böswart.

SOLIDARITÄT UND EINZELINTERESSEN. Außerdem fördert das Eliten-Denken den Konkurrenzdruck: JedeR will besser als der/die andere sein, keineR will seinen/ihren Erfolg teilen. Dabei wäre es aus Stoeckls Sicht das Wichtigste, zusammenzuarbeiten: „Wenn sich einE WerberIn, einE GrafikerIn und einE FotografIn zusammenschließen, können sie größere Aufträge annehmen und sind psychisch viel stabiler.“ Diese Solidarität fehlt aber in vielen Kunst- und Medienbereichen. Manchmal aber besiegt der Unmut die konträren Einzelinteressen: So haben Zarinfard und ihre KollegInnen zum Start von *paroli*

Fotos: Johanna Rauch



Sahel Zarinfard ist Jungjournalistin des Jahres 2012 und gründete das Onlinemedium *paroli*.



„Viele KünstlerInnen genießen sich für ihre Nebenjobs“, sagt Peter Stoeckl, Assistenzprofessor an der *Angewandten* in Wien.

in einem offenen Brief die prekären Arbeitsbedingungen von jungen JournalistInnen angeprangert und damit für Aufsehen gesorgt: Der Brief wurde von rund 800 UnterstützerInnen unterzeichnet. Man wollte aufzeigen, dass ArbeitgeberInnen heranwachsende JournalistInnen benachteiligen und ihnen den Einstieg ins Berufsleben erschweren. Dabei handle es sich laut Zarinfard um ein System- und nicht bloß um ein Individualproblem. Als Reaktion auf den Brief folgten Gespräche mit der Gewerkschaft und dem *Verband Österreichischer Zeitungsverleger* (VÖZ), die in eine öffentliche Podiumsdiskussion mündeten. Die Chancen, dass sich die Situation verbessert, schätzt Zarinfard trotzdem gering ein. „Ich denke, dass es nun ein Problembewusstsein in den Chefetagen gibt, ein wirkliches Interesse, etwas zu ändern, aber nicht.“ Jedenfalls hat die Aktion bewiesen, dass das kollektive Prekariat mehr Aufsehen erzeugt als das für die Kreativjobs symptomatische EinzelkämpferInnentum.

Elisabeth Mittendorfer arbeitet als freie Journalistin in Wien. Julia Prummer studiert Rechtswissenschaften an der Universität Wien.

Buchtipps zum Thema: Katja Kullmann: „*Echtleben*“.



Das falsche Jetzt, das richtige Später

Als sie 2011 ihr erstes Buch *Wir haben keine Angst* veröffentlichte, war Nina Pauer gerade einmal 29 Jahre alt. Schon vergangenen Herbst kam das zweite. Ein Gespräch über den Druck beim Schreiben, die Probleme ihrer Generation und wovor sie eigentlich selbst Angst hat.

progress: Ihr Erstlingswerk trägt den Titel *Wir haben keine Angst*. Wovor haben Sie Angst?

Nina Pauer: Ich glaube, mein erstes Buch hat meine eigenen Ängste ganz gut nachgezeichnet: Die Angst, sich falsch zu entscheiden, am falschen Ort das falsche zu studieren und sich mit diesem Falschen „Jetzt“ den Weg zum richtigen „Später“ zu verbauen. Mittlerweile ist es einige Zeit her, dass ich das Buch geschrieben habe, ich bin viel gelassener geworden. Das Buchschreiben war also auch für mich eine „Gruppentherapie“.

Wie haben sich Ihre Ängste, beispielsweise was Existenz betrifft, nach dem Studium verändert?

Bei vielen Leuten kommt an einem gewissen Punkt die Einsicht, dass es „richtig“ und „falsch“ vielleicht gar nicht gibt. Und, dass es nichts bringt, immer im Konjunktiv à la „was wäre wenn“ zu denken. In der Zeit nach dem Studium geht es aber wieder darum, wer man ist und darum, sich selbst zu verwirklichen. Dadurch werden die Fragen viel konkreter, was für viele auch eine Erleichterung darstellt – schließlich gibt es nicht mehr unendlich viele Möglichkeiten.

Kann man heute noch davon leben, nur Bücher zu schreiben?

Wenn sie sich gut verkaufen: Ja. Ansonsten ist es gut, zweigleisig zu fahren und nebenbei zu schreiben. Man muss nicht das Risiko eines Lebens im Prekariat eingehen, um sich selbst verwirklichen zu können. Und man sollte sich selber fragen, unter welchen Bedingungen man arbeiten möchte.

Was war Ihre persönliche Motivation, das Buch *Wir haben keine Angst* zu schreiben?

Ich hatte das Gefühl, dass Angst ein großes Thema für unsere Generation und junge Erwachsene allgemein ist. Auf der einen Seite sind wir alle sehr lässig, ironisch, gut ausgebildet, haben tausende von Möglichkeiten und keinen Grund, Angst zu haben. Wir haben uns nie vor den Apokalypsen gefürchtet, die den Medien, unseren Eltern oder Lehrern Angst gemacht haben, von Tschernobyl über BSE bis zur Wirtschaftskrise oder Kriegen: Hier bei uns zu Hause war immer alles sicher. Und trotzdem sind wir doch nicht ganz so entspannt, wie wir immer tun. Irgendwie ist bei uns immer nur „eigentlich“ alles gut. Viele denken, das sei ein individueller Schaden und machen Therapien. Für mich schienen diese Ängste etwas Strukturelles, Generations- und Gesellschaftsspezifisches zu haben. Deshalb wollte ich darüber sprechen, nicht nur mit einer besten Freundin oder dem Therapeuten. Mein Buch heißt nicht umsonst *Gruppentherapie einer Generation*.

Was sind diese Probleme unserer Generation, die diesen Stress und Druck hervorbringen?

Die Angst, sich falsch zu entscheiden. Die Angst, beim großen Projekt der Selbstverwirklichung zu scheitern. Das Falsche zu studieren, den falschen Job zu finden, den falschen Menschen zu heiraten, in der falschen Stadt zu leben. Es ist diese Obsession, die uns antreibt: Dass man sich selber da draußen, in all den endlosen Möglichkeiten finden muss. Und dabei auch falsch abbiegen könnte.

Herrscht ein Zwang in unserer Generation, sich selbst verwirklichen zu müssen?

Unsere Gesellschaft und insbesondere unsere Generation hat das Ideal eines selbstverwirklichten, modernen Individuums verinnerlicht. Alles wird zur individuellen Entscheidung, es geht immer um die Gestaltung jeder Sphäre des eigenen Lebens. Und dabei kommt natürlich die Kreativität ins Spiel. Dabei muss man ja eigentlich aber keinen kreativen Beruf ausüben, man könnte ja Kreativität auch im Privaten ausleben. Ich denke, das wäre etwas, das wir lernen könnten.

In Ihrem Buch bezeichnen Sie diese Probleme als „Luxus“. Warum?

Wir wissen ja, dass wir schon immer privilegiert waren. Wir wissen, dass es da draußen in der Welt viel schlimmere Probleme als unsere Entscheidungsschwierigkeiten gibt. Und trotzdem machen diese eigenen Ängste uns am meisten fertig. Wir schämen uns dafür, dass wir trotz der tollen Möglichkeiten so einen Druck verspüren. Ich finde, man sollte einen Unterschied machen: „Luxus-Probleme“ sind keine „Pseudo-Probleme“. Wir denken uns unsere Probleme nicht aus.

Welche gesellschaftlichen Veränderungen sind notwendig, damit unsere Generation nicht ständig unter Stress leidet?

Wir sollten aus unserer Egozentrik herauskommen. Wir sind keine Egozentriker im Sinne des Hedonismus, viele kreisen ja in Zweifel und Gedanken um sich und nicht im Sinne eines „Hier komm ich, schaut, wie toll ich bin“. Es wäre gut, wenn wir als Gesellschaft und als junge Menschen wieder mehr „wir“ sagen könnten.

Wie haben sich die Probleme und Herausforderungen im Vergleich zur Generation unserer Eltern verändert?

Unsere Eltern konnten noch rebellieren. Sie hatten ihre Elterngeneration, die spießig, oder zumindest traditionell geprägt war. Unsere Eltern mussten und konnten sich von unseren Großeltern emanzipieren und ihren eigenen Weg noch erkämpfen. Rebellion hat immer etwas Heroisches, davon kann bei uns nicht die Rede sein.

Ihr zweites Buch *LG;-)* befasst sich mit der Schnelllebigkeit von Kommunikation im heutigen Zeitalter. Was bedeutet diese Art von Verständigung für unsere Generation?

Wir haben uns in viele Kommunikationsstränge zerteilt, die meisten von uns haben Smartphones, auf denen all diese Kanäle zusammenlaufen, ständig sind wir präsent auf ganz vielen verschiedenen Bühnen, sei es bei Facebook, Twitter, SMS oder Email. Für viele ist das Kommunizieren zur Sucht geworden, zum Druck, immer erreichbar zu sein, sich sofort zurückzumelden, alle Emails sofort wahrzunehmen und nichts zu verpassen. Viele können nicht mehr alleine sein, obwohl sie die ganze Zeit davon reden, endlich mal wieder Zeit für sich selbst zu brauchen. Ich denke, die Art und Weise, wie man Kommunikation managt, ist eine Art Fulltimejob für uns geworden, durch den viele drohen, sich zu verlieren.

Sind bereits neue Projekte in Planung?

Nein, im Moment schreibe ich nur für das Feuilleton der *ZEIT*. Aber es wird ganz sicher ein neues Buch geben!

Das Interview führte Oona Kroisleitner.

FEUILLETON



Kurze Welle, langer Atem

Es war ja schon höchste Zeit. Nun ist es endlich amtlich. Am 8. Dezember 2012 wurde der 97jährigen María Julia Venegas Salinas in Folge des Vorschlags des peruanischen RadiosprecherInnenverbands ein Zertifikat zur Bestätigung ihrer Aufnahme ins *Guinness-Buch der Rekorde* überreicht. Sie ist somit belegtermaßen die älteste aktive Radiosprecherin der Welt und moderiert seit mittlerweile 68 Jahren eine im Andenstaat und über dessen Grenzen hinaus überaus beliebte Kindersendung, den so genannten *Radio club Infantil*.

Stets unverkennbar in Stil und Stimme, immer persönlich und nahe an den Gästen, ist sie längst eine Berühmtheit in ihrer südamerikanischen Heimat. „Die brillante Karriere von Venegas Salinas beweist uns einmal mehr, dass der Lauf der Jahre kein Hemmnis ist, sein Wissen über die Welt stets zu aktualisieren“, lobte Eduardo Urbina vom peruanischen ModeratorInnenverband seine Kollegin anlässlich der Guinness-Zeremonie.

„Maruja“ – unter diesem Namen ist sie ihren HörerInnen weit besser bekannt – wurde als eines von sieben Geschwistern – drei Brüder, vier Schwestern – am 3. Juli 1915 im Barrios Altos, einem sozial benachteiligten Stadtteil der peruanischen Hauptstadt Lima, geboren. Erste journalistische Sporen verdiente sich Venegas Salinas ab ihrem 14. Lebensjahr, als sie noch in die katholische Schule des Dominikanerkonvents ging, und zwar als freischaffende Reporterin für diverse Magazine.

KLASSIK-DJ. Als 19-Jährige begann sie 1935 ihre bislang 78 Jahre lange und steile journalistische Karriere im Radio. Erst als Diskjockey mit Affinität zu klassischer Musik beim peruanischen *Radio Internacional*, dann als Nachrichtensprecherin von *Radio Nacional*, wo sie über den Zweiten Weltkrieg berichtete. Zudem war sie Autorin für die *Revista Social* und Peru-Korrespondentin für den 1940 eingestellten *West Coast Leader* – damals eine der führenden englischsprachigen Zeitungen Südamerikas. Ab 1944 arbeitete sie auch beim Staatsfunk *Radio del Congreso de la República*.

Als eine der ersten Frauen erhielt sie 1944 auf *Su melodia preferida* (dt. „Ihre Lieblingsmelodie“) ihre eigene Sendezeit. Auf der in Händen von US-InvestorInnen befindlichen Kurzwelle ertönten vornehmlich US-amerikanische Songs, aber auch, wie sich Venegas Salinas erinnert, der seinerzeit komponierte, und nach wie vor zeitlose Ohrwurm-Hit des Andenstaates, *El Cóndor Pasa*.

Bis heute moderiert Venegas Salinas jeden Sonntagabend die Kindersendung *Radio club infantil*, eine „Talent-Show“, mit der sie bereits seit dem 18. Dezember 1944 on air ist – erst bei *Radio Mundial*,

Die Peruanerin María Julia (97) alias „Maruja“ Venegas Salinas ist seit 1935 Radiosprecherin – ein ebenso unangefochtener Weltrekord wie ihre seit 1944 ausgestrahlte Kindersendung. Ans Aufhören denkt sie nicht.

und seit dessen Gründung 1958 beim katholischen *Radio Santa Rosa*, einem Sender in Händen von Dominikanermönchen. Auf Anraten ihrer Mutter bewarb sie sich seinerzeit. Der solidarische Grundgedanke hinter der Show: Talentierte Kinder helfen kranken Kindern und Kindern mit Behinderungen. Und dem christlichen Glauben war und ist „Maruja“ eng verbunden, bis heute.

ERINNERUNGEN. In einer Ära, als die Mittel- und Kurzwellen noch Leitmedien waren, mit einem Format unter dem Motto „Bilden, Helfen, Unterhalten“ kamen in jede Sendung dutzende Kinder, um Radio zu machen, zu singen, zu tanzen, zu lesen oder etwa auch Stimmen zu imitieren. Ähnlich ist es auch heute noch. Zehntausende waren es in Summe, von denen nicht wenige zu namhaften KünstlerInnen heranwuchsen. „Ricardo Roca Re ist heute Theaterdirektor. Er war mein erster ‚Schüler‘“, sagte Venegas Salinas 2000 in einem Zeitungsinterview. Und auch die in der spanischsprachigen Welt weit hin beliebte Sängerin Alicia Maguiña präsentierte ihre Stimme erstmals in „Marujas“ Sendung einem breiten Publikum. Die Weltrekord-Moderatorin kann sich bis heute an das Kleid erinnern, das Maguiña damals getragen hat – ebenso wie an den Klang der Stimmen von Lucia de la Cruz, die seinerzeit als Sechsjährige anno 1959 noch etwas unsicher das Mikro ergriff, sowie an die heute als „Blume des kreolischen Gesangs“ gefeierte Grande Dame der peruanischen Musik, Edith Barr. Sie erinnert sich auch an die ersten Witze des Komikers Chicho Gordillo, der später in Spanien Karriere machte. Und einige Dutzend junger Talente sollten später in „Marujas“ Fußstapfen treten und wurden Radio- oder eben TV-ModeratorInnen.

„Ich habe das Radio als Medium viel lieber als das Fernsehen“, sagt Venegas Salinas: „Eine Sendung ist vielmehr durch Zusammenarbeit gekennzeichnet.“ Früher sei es noch nicht um die Quote gegangen. Die Sendung konnte sich mit Hilfe von Solidarität und freiwilligen HelferInnen erhalten, wie Venegas Salinas stolz sagt. Mit Spendengeldern konnte Venegas Salinas auch auf Wunsch vieler Eltern 1956 eine ei-

gene Schule gründen. Denn Armutsbekämpfung und Bildung sind neben Venegas Salinas Engagement bereits seit ihren jungen Jahren, wie auch ihr stetiger Einsatz für die verstärkte Integration von Frauen am Arbeitsmarkt, wofür sie eigens Kurse leitete, elementare politische Handlungsfelder. Wie sie nebenbei in Interviews erwähnt hat, könne sie „weder nähen noch kochen“, und „ihre immense Flugangst“ habe ihr das Journalistinnenleben zusätzlich erschwert. Zu all dem hob sie, quasi nebenbei, in den 1960er-Jahren ihre eigene, auf Sozialthemen spezialisierte, Illustrierte, *Rosa Limeña*, aus der Taufe. Aus der Ruhe bringen ließ sich Venegas Salinas übrigens nicht einmal, als ein Erdbeben am 31. Mai 1970 Lima erschütterte. Sie moderierte eben eine Sendung auf Canal 2 und meinte, sie wäre so vertieft gewesen, sie habe nichts gespürt. Einzig die Bezeichnung „langlebigste“ in Bezug auf ihre Moderatorinnenlaufbahn, wie sie vielfach in spanischsprachigen Medien Verwendung fand, widerstrebt Venegas Salinas zutiefst. „Die älteste gefällt mir besser“, sagt sie, die seit einer Parkinson-Erkrankung vor mittlerweile 18 Jahren, die sie über ein Jahr fern vom Mikrofon hielt und zum Verkauf der von ihr gegründeten Schule zwang, von zu Hause aus per Telefon moderiert, unterstützt von KollegInnen und der Lehrerin Yuli Celis. Ans Aufhören denkt Venegas Salinas keineswegs.

ALLEN WIDRIGKEITEN ZUM TROTZ. Sie will auch mit 100 Jahren noch Radio machen. „Denn wenn ich meine Arbeit beim Radio beenden sollte, und einfach gar nichts machen würde, dann würde meine Existenz rasch beendet sein. Bis ich sterbe, werde ich meine Sendung machen“, sagt sie. Ohne das Radio wäre sie längst krank geworden, sogar Alzheimer hätte sie wohl bekommen, scherzt sie, die allen Widrigkeiten des Lebens zum Trotz kein Quäntchen Humor eingebüßt hat. „Widme dich dem, was du machen willst, und du wirst keinen einzigen Tag deines Lebens schuffen“, ist ein Satz, der sie geleitet hat, und den Venegas Salinas der jungen Generation mitgeben will. Wie auch die Bitte, „Radio zu hören“. Auf dass das Herz dieses Mediums nicht aufhört zu schlagen.

Der Autor Jan Marot studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaften in Wien.

www.radiosantarosa.com.pe
Webaudiostreaming/Sendetermine Radio Club Infantil – Sonntag: 06:00 p.m.–06:30 p.m.
(peruanische Zeit) Wer Maruja hören will, muss demnach um Mitternacht mitteleuropäischer Zeit auf die Seite klicken.

Eine Frage der Zeit

Was Zeit mit Prestige, Genuss und Freiheit zu tun hat, erklärt die Philosophin Gabriele Geml bei einem ausgedehnten Spaziergang durch Wien. Ganz ohne Stress.



Foto: Luzia Pützu

15.10 Uhr. Safari kann die Seite nicht öffnen, weil keine Verbindung zum Internet besteht. Ich sitze im Cafe Schottenstift, warte auf meine Interviewpartnerin, Gabriele Geml und auf Empfang.

16.35 Uhr. Philosophie, Literaturwissenschaft, Politikwissenschaft und Geschichte hat sie studiert, lese ich von meinem Notizblock ab. Zeit. Was ist das überhaupt und warum habe ich sie nie, frage ich mich schließlich mit dem Blick auf die digitale Handuhr.

17.00 Uhr. Schließlich kommt sie, jene Frau, die all unsere Fragen zum Thema Zeit beantworten soll. Zeit. Zerrinnt in unseren Händen, aber was sie ist, wissen wir nicht, obwohl sie doch ständiger Wegbegleiter ist. Dauer, nennt Philosophin Gabriele Geml es.

Gabriele Geml: Es ist augenfällig, dass Zeit in unserer gegenwärtigen Gesellschaft primär unter dem Aspekt der Dauer in den Blick gerät. Wir fragen uns, wie viele Termine sich an einem Nachmittag ausgehen oder wie viel Zeit ein bestimmtes Studium in Anspruch nehmen wird. Was Zeit heute für uns bedeutet, ist untrennbar mit der Ökonomisierung des Lebens verbunden. Wie das Geld ist die Zeit ein Symbol geworden, das unterschiedlichste Leistungen miteinander vergleichbar macht. In möglichst wenig Zeit möglichst viel zu schaffen, ist unsere Devise und eine Grundformel für soziale Anerkennung. Das mündet zwangsläufig in einen Beschleunigungswahn. Vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit widmen wir einem anderen Aspekt von Zeit, nämlich der Vergänglichkeit. Endlichkeit und Tod werden in der leistungsorientierten Gesellschaft verdrängt, sie rentieren sich nicht.

17.30 Uhr. Wir verlassen das Café, schlendern Richtung Volksgarten. Woher kommt die Sehnsucht nach Entschleunigung? Man spürt, dass es einem nicht gut tut, wenn man von einer Sache zur nächsten hetzt und keinen zeitlichen Raum

mehr zum Genießen und Verweilen findet. Genuss ist langsam. Es sind gegenwärtig allerdings zwei gegenläufige Tendenzen beobachtbar: Auf der einen Seite scheint es eine tiefe Sehnsucht nach Entschleunigung zu geben, zugleich aber eine erhebliche Angst vor ihr. Dass wir Zeiten, in denen der Ereignisdruck nachlässt, als eine Art Drohung wahrnehmen, zeigt sich darin, dass wir eigentlich gar nicht mehr zur Ruhe kommen können. Das hat natürlich mehrere Ursachen. Hervorheben möchte ich ein eher nebensächliches Phänomen, nämlich dass es zu einem Statussymbol geworden ist, keine Zeit zu haben. Symptomatisch ist der Griff zum Handy, sobald sich die geringste Ereignispause einstellt. Entscheidend dafür, dass es so schwer ist, zur Ruhe zu kommen, ist natürlich der gesellschaftlich auf uns lastende Druck, die Zeit möglichst effizient zu nutzen.

17.40 Uhr. Geht das nicht auch sehr gegen unsere inneren Bedürfnisse? Ja. Es ist ja heute viel diskutiert, dass Stress pathogen und ein Faktor für depressive Erkrankungen ist. Die

Weltgesundheitsorganisation spricht von der Depression bereits als Volkskrankheit in den Industrieländern. Das ist indirekt ein recht ernüchterndes Urteil über die sogenannte „Freiheit“ in unserer Gesellschaft. Einer Praxis, die aus der Einsicht, dass Stress krank macht, Konsequenzen zieht, steht allerdings die Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialem Prestigeverlust entgegen.

17.50 Uhr. Würden Sie sagen, dass der Stress durch die Medien zugenommen hat?

Der Stress hat durch unsere gesamte Lebensform zugenommen. Das ist mit anderen Aspekten des Lebens, vor allem mit ökonomischen Motiven verflochten und lässt sich schwer isolieren.

18.00 Uhr. Sind die Veränderungen der Kommunikationswege wirklich eine Erleichterung?

Angesichts unserer technischen Hilfsmittel stellt sich die Frage, wo ist die Zeit, die ich mir durch sie erspart habe? Mit den Haushaltsgeräten fängt es an. Sie nehmen uns Arbeit ab, wir

brauchen weniger Zeit für gewisse Arbeiten – doch inwiefern kommen wir wirklich in den Genuss dieser sogenannten Zeitersparnis? Die Erleichterung durch die veränderten Kommunikationsmöglichkeiten ist zwiespältig: Die Zeitersparnis, die sie zweifelsohne gewährleisten, wird relativiert durch eine Verdichtung der Kommunikation. Es ist weniger aufwändig, eine Email zu schreiben als einen Brief, also schreiben wir mehr. Hinzu kommt der psychische Druck, der durch die dauernde Erreichbarkeit entsteht.

18.10 Uhr. Wie sehen Sie den Umgang mit Zeitstrukturen in der Zukunft?

Sehr ambivalent. Durch die gegebene Arbeitsunsicherheit ist einerseits der Leistungsdruck immens, das verstärkt die Beschleunigungslogik. Man muss auch einmal darauf achten, wie wichtig Begriffe wie „Vorankommen“, „Fortschritte-Erzielen“, „Vorwärtsgen“ und so weiter in der gegenwärtigen Rhetorik von Unternehmen sind. Die damit verbundenen Vorstellungen nehmen den Charakter eines Selbstzwecks an. Gerade auch Universitäten sind vom Beschleunigungsdruck betroffen, etwa indem die Kürze der Studiendauer ein wesentlicher Erfolgsindikator ist. Auf der anderen Seite gibt es aber – und zwar in einem zunehmenden Maß, wie ich hoffe – jene Sehnsucht nach Entschleunigung, die Sie angesprochen haben. Man will nicht nur Erfolg, sondern irgendwann auch einmal Erfüllung. Erfolg ist eine gewisse Voraussetzung für Erfüllung, kann aber auch zu einer Methode werden, sich um selbige zu bringen. Analog ist es wichtig, Fortschritte zu machen, aber es bedarf auch der Zeit, sich ihrer zu vergewissern und sie sinnvoll zu organisieren, so dass sie den Menschen zuträglich werden. Mitunter ist es gut, einmal stehen zu bleiben und innezuhalten. Dann sieht man, dass eigentlich schon ziemlich viel da wäre, wofür man sich einmal die Zeit nehmen können sollte.

Das Interview führte Mara Malischnig.

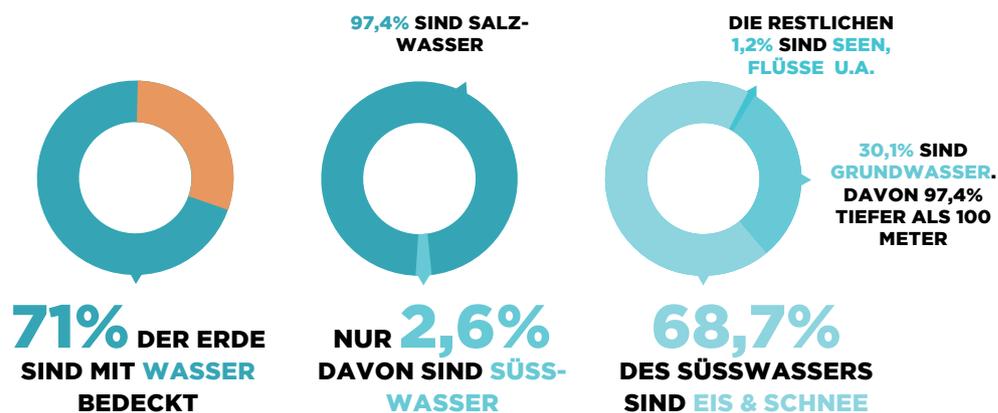
Holy Water

Den Hahn aufdrehen und schon fließt Wasser in scheinbar unerschöpflicher Menge. Zumindest in unserer Welt. Doch wie funktioniert das System Wasser? Infografiken über das kostbare Gut.

Weltweit

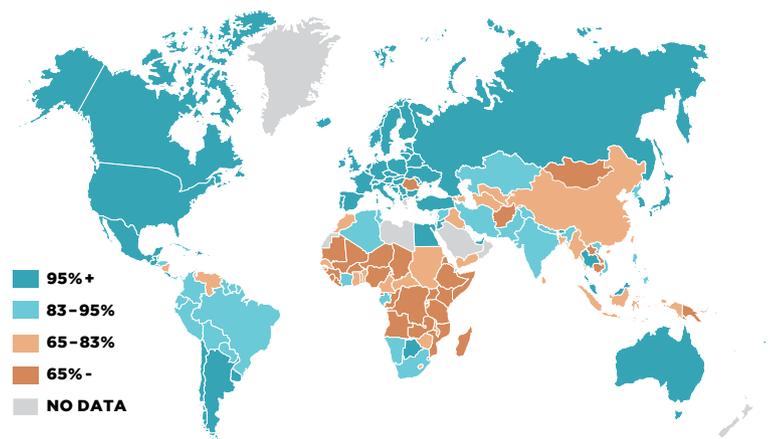
Wasser auf der Erde

PLANET | WASSER | SÜSSWASSER



Zugang saubere Wasserstellen

IN % DER BEVÖLKERUNG, 2004



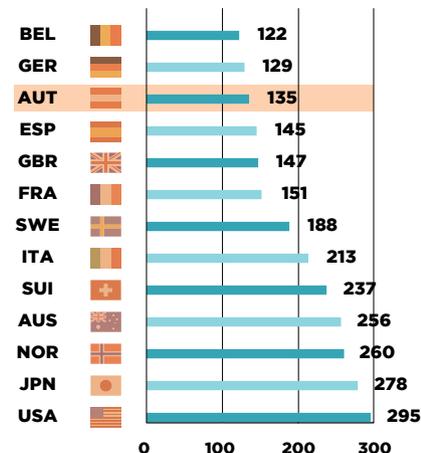
Kosten

IN EURO / 1000 LITER

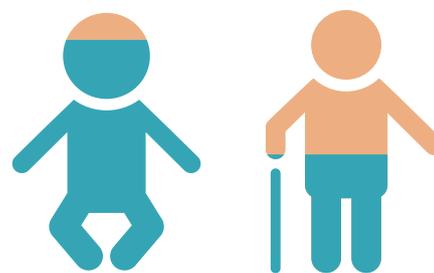
BRATISLAVA	0,18
ROM	0,25
BUDAPEST	0,29
PRAG	0,40
MADRID	0,52
PARIS	0,78
ATHEN	0,78
MÜNCHEN	1,22
WIEN	1,30
BRÜSSEL	1,36
KOPENHAGEN	1,52
ZÜRICH	1,69
BERLIN	1,75

Verwendung

IN LITER / EINWOHNER_IN / TAG



Der Mensch besteht



ALS SÄUGLING ZU ~90%, ALS GREIS ZU ~45% AUS WASSER. DER MENSCH KANN BIS ZU 50 TAGE OHNE FESTE NAHRUNG LEBEN - OHNE WASSER EIN PAAR TAGE.

MEHR ALS 2 MRD MENSCHEN IN MEHR ALS 40 LÄNDERN LEIDEN UNTER WASSERKNAPPHEIT.

Verwendung

SÜSSWASSER WELTWEIT, 2006



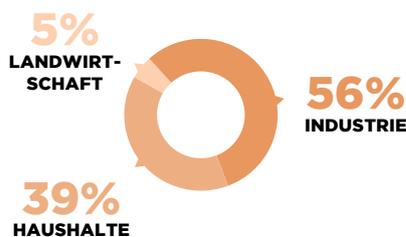
Österreich

1ST
LEITUNGSWASSER IST DAS LIEBLINGSGETRÄNK IN ÖSTERREICH. AUF PLATZ 2 LIEGT MINERALWASSER. RUND 700 MILLIONEN LITER KAUFEN WIR JÄHRLICH.

VON 84 MRD M³ WASSER, DAS IN ÖSTERREICH JÄHRLICH ZUR VERFÜGUNG STEHT, WERDEN 3% GENUTZT.

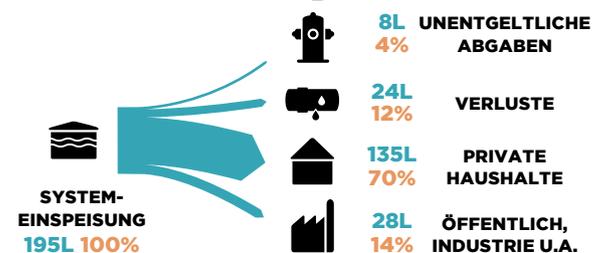
Verwendung

SÜSSWASSER ÖSTERREICH, 2006



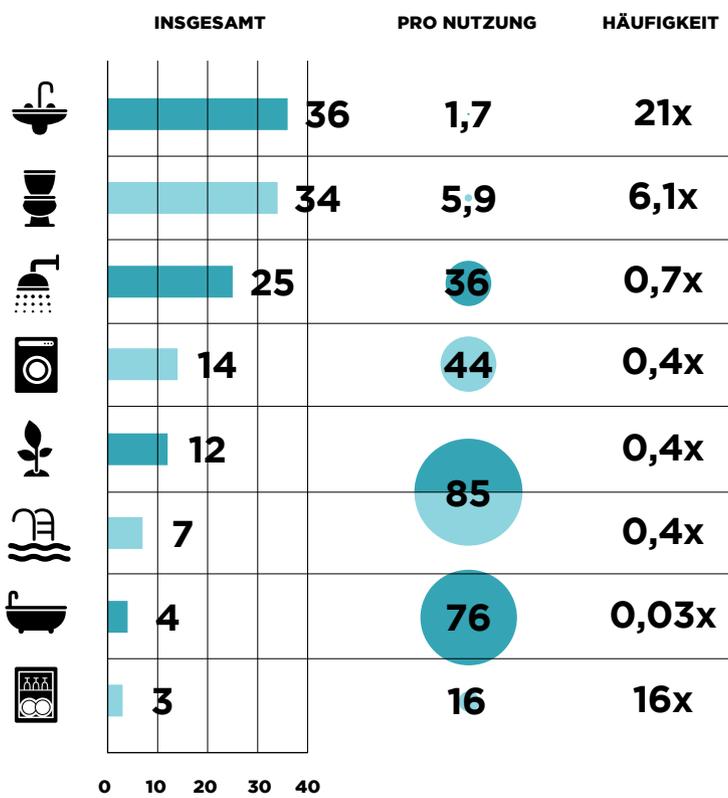
Wasserversorgungsnetz

IN LITER / TAG/ EINWOHNER_IN



Ø Wasserverwendung

IN LITER / PERSON / TAG IM HAUSHALT



ÖSTERREICHER_INNEN VERWENDEN IM HAUSHALT **135 LITER WASSER** PRO TAG. MIT DEM »VIRTUELLEN WASSER«, DAS ZUR HERSTELLUNG VON PRODUKTEN GEBRAUCHT WIRD, VERWENDEN WIR JEDOCH MEHR ALS **4.000 LITER WASSER** PRO PERSON UND TAG.

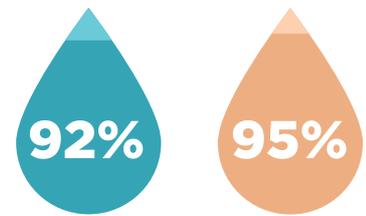
1 L MILCH = 1.000 L WASSER

1 KG RINDFLEISCH = 15.000 L WASSER

1 KG PAPIER = 15.000 L WASSER

Anschlussgrad

WASSER, ABWASSER, 2011



HABEN ANSCHLUSS AN WASSERVERSORGUNG

HABEN ANSCHLUSS AN KLÄRANLAGE

DER REST WIRD DURCH HAUSBRUNNEN VERSORGT UND ENTSORGT ABWASSER SELBST.

DIE WASSERVERSORGUNG IST ANGELEGENHEIT DER GEMEINDEN, DAHER GIBT ES VIELE KLEINE WASSERVERSORGUNGUNTERNEHMEN IN ÖSTERREICH.

61% DER HEIMISCHEN STROMERZEUGUNG ERFOLGEN IN WASSERKRAFTWERKEN

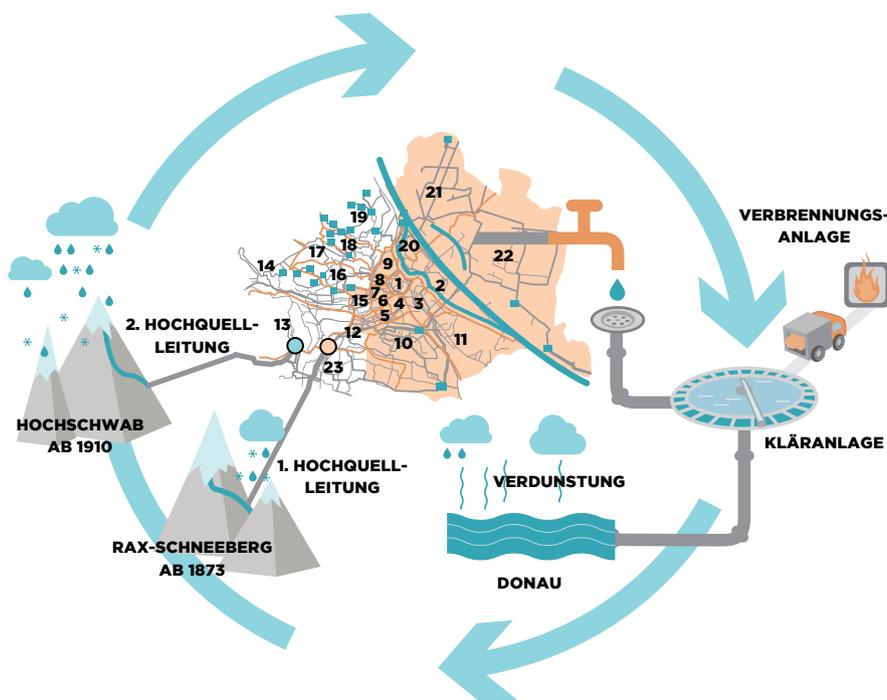


ÖSTERREICHS WASSERLEITUNGEN SIND **EINEINHALBMAL** SO LANG WIE DER **ERDUMFANG: ~59.000 KM**



Wien

Wasserkreislauf



TÄGLICH WIRD WIEN MIT **370.000 M³ FRISCHEM QUELLWASSER** VERSORGT. MIT **5 KM/H** UND **36 STUNDEN** UNTERWEGS, RAUSCHT ES VON DEN KALKALPEN BERGAB IN DIE STADT. ZWEI HOCHQUELLLEITUNGEN SPEISEN ES IN **30 WASSERBEHÄLTER** UND VERTEILEN ES AUF **3.200 KM LEITUNGEN** AN **100.000 HAUSANSCHLÜSSE**. NACH VERWENDUNG LANDET ES IN DER **KLÄRANLAGE**. GROBSCHMUTZ WIRD VERBRANNT, GEREINIGTES WASSER IN DIE **DONAU** GELEITET.



20.000 MESSSTELLEN KONTROLLIEREN LAUFEND DIE **WASSERQUALITÄT**. WIEN IST SEIT 2001 DIE **ERSTE STADT DER WELT**, DIE TRINKWASSER MIT EINER VERFASSUNGSBESTIMMUNG SCHÜTZT.

WIENER WASSER - LUXUS. OB VERSCHWENDUNG IST FRAGE DER VERWENDUNG. WASSER FLIESST DURCH DEN BAUCH DER STADT UNTER HOHEM ENERGIEAUFWAND ZURÜCK IN DEN KREISLAUF.

Quellen:

<http://duz.lebensministerium.at>
<http://www.generationblue.at>
<http://www.wien.gv.at/wienwasser>
 Universum »Wiener Wasser«

<http://www.wasserwerk.at>
<http://www.wssinfo.org>

Grafik: Christina Uhl. Sie bloggt unter <http://volitiv.tumblr.com>

Mit geborgten Händen

Wie problemlos U-Bahn fahren, wenn man im Rollstuhl sitzt? Wie eine Flasche öffnen, wenn die Hand ständig krampft? Ganz einfach: Mithilfe einer Persönlichen Assistenz.



Foto: Linnéa Järnen

Für Angelika Pichler sind viele Handgriffe des Alltags mit großer Mühe verbunden. Ob eine Kiste schleppen, kochen oder einen Brief öffnen: Oft stößt sie auf Tätigkeiten, die sie wegen ihrer Behinderung nur schwer oder gar nicht erledigen kann. Doch zum Problem wird das nicht, denn dafür hat sie Lillian Bocksch, ihre Persönliche Assistentin. Sie begleitet ihre Arbeitgeberin durch den Alltag und geht überall dort zur Hand, wo Unterstützung nötig ist. „So kann ich ein selbstbestimmtes Leben nach meinen eigenen Vorstellungen führen“, erklärt Pichler im Gespräch.

SELBSTBESTIMMUNG. Das Konzept der Persönlichen Assistenz entstand in den 1990er Jahren aus der „Selbstbestimmt Leben“-Bewegung. Die Betroffenen forderten endlich echte Gleichstellung und wollten traditionelle Formen der fremdbestimmten Behindertenhilfe überwinden. Betreuung lehnten sie insgesamt ab, weil sie sich von diesem Ansatz auf die Rolle von passiven HilfesempängerInnen reduziert fühlten. Ihr Anspruch war es, selbst zu entscheiden, wann, wo und durch wen sie Unterstützung bekamen. So entstand ein ganz neues Modell: Persönliche Assistenz.

Bald entwickelten sich auch Formen, die Assistenz in der Praxis zu organisieren. „Ich habe mich für das ArbeitgeberInnenmodell entschieden“, berichtet Pichler: „Meine Assistentinnen sind direkt bei mir angestellt, ich

bin also für alles selbst verantwortlich – vom Bewerbungsgespräch bis zur Abrechnung.“ Das bedeutet natürlich einiges an Arbeit, denn Pichler hat insgesamt drei Assistentinnen. Da müssen Dienstpläne koordiniert, Bürokratie erledigt und Sozialabgaben gezahlt werden.

Nicht alle Menschen wollen neben Beruf und Familie noch ein kleines Assistenzunternehmen führen. Deshalb gibt es Dienstleister, die diese Aufgaben für ihre KundInnen übernehmen – zum Beispiel das *Zentrum für Kompetenzen* im dritten Wiener Gemeindebezirk. Wer dort Beratung sucht, trifft Angelika Pichler wieder. Sie arbeitet als sogenannte Peer-Beraterin. Das heißt, sie als behinderte Frau berät andere behinderte Menschen in Sachen Persönliche Assistenz und darüber hinaus. „Wir helfen bei der Suche nach geeigneten AssistentInnen, stehen bei etwaigen Schwierigkeiten zur Seite und erledigen die Abrechnung im Auftrag unserer KundInnen. Außerdem sind die AssistentInnen nicht bei den ArbeitgeberInnen, sondern direkt beim Zentrum angestellt“, erklärt Pichler ihre Arbeit.

Auch hier im Büro ist Angelika Pichler ständig in Begleitung ihrer Assistentinnen. Wenn sie einen Workshop hält, schreibt jemand für sie das Flipchart. Wenn sie ihre Unterlagen ordnet, geht ihr jemand zur Hand. Und auch wenn sie nach getaner Arbeit nach Hause fährt, ist die Assistentin immer mit da-

bei. „Es ist schon gewöhnungsbedürftig, ständig jemanden um sich herum zu haben, zumal die Assistentin ja relativ viel über mich und mein Privatleben erfährt“, so Pichler. „Anwesend sein und sich trotzdem unsichtbar machen“, ist deswegen eine Qualität, die sie bei ihren Assistentinnen besonders schätzt.

Lillian arbeitet schon seit mehr als einem halben Jahr bei Pichler. „Anfangs war ich sehr unsicher“, erzählt die Studentin und lächelt: „Ich wusste nicht, wie sehr ich mich einbringen sollte, ob ich selbst entscheiden oder besser auf Anweisungen warten sollte.“ Pichler habe ihr aber alles ganz genau erklärt und daher fiel ihr das Einarbeiten nicht schwer.

ANLEITUNG. AssistentInnen arbeiten ausschließlich auf Anleitung, das heißt, sie müssen weder selbst Entscheidungen treffen, noch die Verantwortung für die ArbeitgeberIn übernehmen. Für Pichler ist dies ein wichtiger Punkt: „Ich will schließlich das machen können, was für mich gerade passt und mich darin auch niemandem erklären müssen.“ Natürlich erfordere dieser Ansatz auch eine sehr gute Anleitungskompetenz, denn schließlich müsse der Assistentin in jedem Moment klar sein, was von ihr verlangt werde.

Die Regelungen zur Finanzierung von Persönlicher Assistenz sind bislang in allen Bundesländern unterschiedlich. In Wien können die Betroffenen seit 2008 die sogenannte „Pflegegeldergänzungsleistung für Persönliche Assistenz“ beim *Fonds Soziales Wien* beantragen. Auf Basis einer Selbsteinschätzung wird dann der nötige Assistenzbedarf ermittelt und die entsprechende Geldleistung bewilligt. Über 180 Personen beziehen in Wien Persönliche Assistenz. „Verglichen damit, wie viele behinderte Menschen es gibt, ist das sehr wenig“, so Pichler. In der Tat, denn alleine in der Hauptstadt gibt es rund 1500 behinderte Menschen, die in stationären Einrichtungen wohnen und mit Persönlicher

Assistenz vielleicht ein selbstbestimmtes Leben führen könnten.

Allerdings ist die Bewilligung der Leistungen an einige Bedingungen geknüpft, zum Beispiel daran, dass man in einem privaten Haushalt lebt. Ist eine Person aber in einer Einrichtung des Betreuten Wohnens untergebracht, kann sie – beispielsweise für Freizeitaktivitäten – keine Persönliche Assistenz beantragen. Dennoch ist die Situation in Wien, verglichen mit den anderen Bundesländern, noch gut: Dort leben nur eine Handvoll Menschen mit Assistenz. In Niederösterreich waren es 2010 rund 30, in Salzburg gar nur vier Personen. „Dabei wäre es sehr wichtig, die Assistenz auszubauen und jene Personengruppen einzubeziehen, die derzeit keinen Anspruch auf die Leistungen haben“, meint Pichler.

STUDIJOB. Lillian hat indes als Persönliche Assistentin den optimalen Nebenjob für sich gefunden. „Ich habe schon viel probiert, aber die Interaktion mit Menschen liegt mir einfach sehr.“ Früher hatte sie kaum Kontakt zu behinderten Menschen: „Jetzt aber habe ich einen persönlichen Zugang zu dem Thema und weiß ansatzweise, wo die Probleme liegen.“ Außerdem könne sie die Assistenz sehr gut mit ihrem Studium vereinbaren: „Man kann die Dienste an den eigenen Stundenplan anpassen und auch entscheiden, ob man geringfügig oder voll angestellt sein möchte“, fügt sie hinzu.

Und wie Menschen reagieren, wenn sie von ihrer Arbeit erzählt? „Viele sagen: ‚Das könnte ich nicht‘, das hat mich verwundert. Aber sonst gibt es immer positive Reaktionen und viele Fragen.“

Die Autorin Esther Jauk studiert Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie an der Uni Wien und arbeitet selbst als Persönliche Assistentin.

Wenn du Interesse hast, als Persönliche Assistentin zu arbeiten, melde dich beim „Zentrum für Kompetenzen“ unter pa@zfk.at.

**ÜBER BLUTSAUGENDE BANKER
UND DIE KRISE**



Ernst Lohoff/Norbert Trenkle: *Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind.* Münster: Unrast 2012, 305 S., 18 Euro

Seit einigen Jahren ist Antikapitalismus also wieder modern. Allerdings ging das einher mit einer Ersetzung von Kritik durch Ressentiment, bei der die Kritik des Kapitalverhältnisses durch die Markierung einzelner Kapitalisten ersetzt wurde. Anstatt Gesellschaftskritik zu üben, begnügt sich aktuelle

Krisen- und Kapitalismuskritik zunehmend mit Fantasien von blutsaugenden Bankern und raffenden Spekulanten.

Doch einige Strömungen sozialwissenschaftlicher Kritik standen derartigen Entwicklungen stets ablehnend gegenüber und haben versucht, aktuellen Bewegungen wie den Globalisierungsgegnern und -gegnerinnen oder dem Occupy-Movement zu widersprechen. In diese Richtung zielt auch eine Intervention in die aktuelle Debatte über die Krise und ihre Ursachen von Ernst Lohoff und Norbert Trenkle. Die Redakteure der Theoriezeitschrift *Krisis* wenden sich gegen „plumpe Finanzmarktschelte“. Das Buch ist ein Einspruch gegen die Vorstellung, die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise sei das Resultat von übersteigter Spekulation oder einfach eine Folge der Staatsverschuldung, die nun durch eisernes Sparen in den Griff zu bekommen sei.

Grundlage ihrer Krisentheorie ist die Annahme, die Produkte würden heute, insbesondere auf Grund der ungeheuren Entfaltung der Produktivkräfte in der mikroelektronischen Revolution, kaum mehr Arbeit enthalten. Um zu zeigen, woraus die strukturelle Krise resultiert und was sie von nur konjunkturellen Krisenerscheinungen unterscheidet, zeichnen die

Autoren sowohl historisch als auch systematisch die Entstehung und Entwicklung von Finanz- und fiktivem Kapital nach. Sie kritisieren dabei gängige volkswirtschaftliche Vorstellungen, seien sie nun neoliberalen oder keynesianischen Zuschnitts. Die Autoren warnen vor „projektiven Schuldzuschreibungen“ und der „Personifizierung der Krisenursachen“. So finden sich verstreute Hinweise auf das „latent antisemitische Bild von den gierigen Bankern und Spekulanten“ und hellsichtige Einwände sowohl gegen einen Sozialchauvinismus, wie er sich in der Hetze gegen „Sozialschmarotzer“ ausdrückt, als auch gegen einen Krisennationalismus, wie er sich aktuell vor allem in Deutschland gegenüber Griechenland und anderen südeuropäischen Ländern artikuliert.

Es ließen sich zwar eine ganze Reihe von Einwänden gegen dieses Buch formulieren. In der gegenwärtigen Situation kann man allerdings über jede Publikation froh sein, die die Gefahren, die in ressentimenthaften Antworten auf die Krise lauern, zumindest in den Blick nimmt.

Stephan Grigat hat Politikwissenschaft an der FU Berlin studiert.

Zweimal hingehört

**SEX JAMS -
TROUBLE HONEY (2013)**

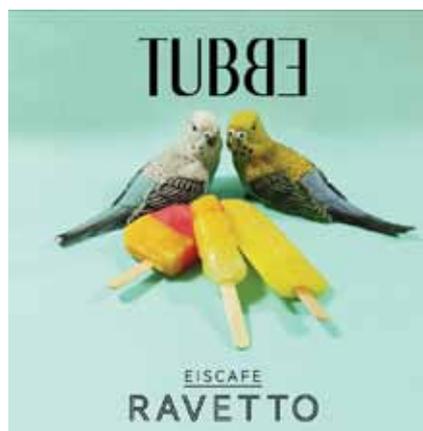


PHILIPP: Hm. *Sex Jams*? Schon mal irgendwo gehört. Eine dieser Wiener Bands, zu denen ich immer schon mal vorhatte, auf ein Konzert zu gehen, es aber gelassen habe, weil dann doch irgendwas vermeintlich Interessanteres an dem Abend war. Rückblickend ein großer Fehler, falls die Konzerte auch nur halb so viel Spaß machen, wie von *Trouble Honey*, dem zweiten Album der Band, rüberkommt. Das Video zur Single *Shark Vs. Apple* ist jedenfalls schon ein erster Beleg dafür. *Sex Jams* machen laute Gitarrenmusik, die man am besten wohl als Noise bezeichnen kann. Vergleiche mit *Sonic Youth*, *Pavement* oder *Dinosaur Jr.* sind

da schnell gezogen, wenn sie auch mit deutlich weniger Ernsthaftigkeit an die Sache herangehen. Das macht die Platte auch so sympathisch. Es ist ein unpräzises, etwas an die Neunziger erinnerndes Album. Und das ist ja bekanntlich nie verkehrt. Anspieltipps: *Twist and Turns*, *Bound into Distance* und das Acoustic-Stück *Just Kids*.

KATI: Ja, wir sind bestechlich! Was bedeutet, dass wir Zeug, das uns geschickt wird, auch anhören. Und die Möglichkeit besteht, dass darauf Lobgesang oder Hasstiraden in gedruckter Form folgen. *Sex Jams* sind dieses Risiko eingegangen – und das haben sie jetzt davon: Zugegeben, meine von Indiepop und Minimalelektro dummweichgespülten Gehörgänge waren erstmal ein wenig verschreckt. Direkt, kräftig, melodios und punkig kommen die vier WienerInnen daher, ohne sich selbst dabei allzu ernst zu nehmen. Neben Moshpit-Sekunden (*Bound into Distance* oder *I Call Myself A Rocket*) und Ausruh-Momenten mit Gesang und Gitarre (*Just kids*) dominiert eingängiger Noise-Pop. Klingt nach Abrocken in der elterlichen Garage in seiner schönsten Form.

**TUBBE -
EISCAFE RAVETTO (2013)**



Acts, noch spannender, durchgeknallter, auf jeden Fall „raviger“. Den im *Tubbe*-Albumtitel versprochenen Rave sucht man vergebens, dafür gibt's Eiscafe-süßen Pop, der live zum Mitklatschen animiert. Puh.

KATI: Steffi und Klaus sind neu beim linken Elektrokracher- bzw. Punklabel *Audiolith* und klingen doch, als wären sie alte Hasen. Ihr Debutalbum greift auf das bekannte *Audiolith*-Rezept zurück: simple Elektropop-Melodien und Beats, eingängige Texte, die hängen bleiben, das ganze garniert mit 90er-Tetrastechnotrash. Themen: Herz, Herzschmerz, etcetera. Zwischendurch gibt's auch noch ein paar minimalere Stücke ohne Ohrwurm-Refrain. *Eiscafe Ravetto* ist die Geschichte einer gescheiterten Sommerliebe in instagram-Farben. Funktioniert. Macht Spaß. Ist aber vielleicht auch ein bisschen langweilig.

Die AutorInnen Philipp Lindner und Kati Hellwagner studieren Politikwissenschaft und Soziologie an der Uni Wien.

Genug von AusländerInnenhetze

Anfang März übersiedelten die seit zwei Monaten in der Votivkirche ausharrenden Flüchtlinge ins Servitenkloster. Damit beginnt ein neuer Abschnitt des Protests. Hart war die vorhergehende Zeit: vom Protestmarsch in eisiger Kälte, dem Übernachten im Camp bei Schnee und Wind, der Flucht in die Kirche nebenan, zwei Hungerstreiks mit oftmaliger Wasserweigerung und der Polizeigewalt gegen Flüchtlinge, die die Kirche verließen.

Trotz der vielen Schlagzeilen scheinen die Menschen in Österreich noch ein bisschen Zeit zu brauchen, bis der Protest bei ihnen angekommen ist. Verschlafen und angepasst, wie es sich in der Alpenrepublik eben lebt, ist es den Leuten einfach viel zu anstrengend, wenn Menschen lautstark protestieren, ihr Leben aufs Spiel setzen, Gespräche und Verhandlungen wünschen und dann auch noch Lösungen anstreben. Die eigene Abstiegsangst im aufreibenden Angestelltenverhältnis bekämpft man lieber mit Sozialpornos als mit Solidarität.

Dass hier wirklich Refugees protestieren und nicht böse deutsche AnarchistInnen, musste der Medienwelt auch erst klar gemacht werden. Aber nicht nur die Zeitungen, sondern auch sonst sehr ess- und trinkfeste Bürgermeister zeigen sich hier lernresistent. Einem hat's sogar, „um es sehr freundlich zu sagen“, „den Magen“ umgedreht. Denn die Flüchtlinge seien „instrumentalisiert“ von Leuten, die ihre Situation zum eigenen Vorteil nutzen wollen. Auch die Caritas sprach von einem Drittel „Chaoten“ unter den Leuten innerhalb der Protestbewegung. Und wehe es widersetzt sich jemand den großen Plänen des ehrwürdigen Kardinals und zieht nicht sofort ins angebotene Servitenkloster! Dann wird „die Not der Flüchtlinge“ gleich „für Ideologie missbraucht“. Denn die „sogenannten Aktivisten“ seien Leute, „denen es sehr gut geht und die sich nicht die Finger schmutzig machen wollen“.

„They don't talk to us like we are human beings“ – „Sie sprechen nicht mit uns wie mit Menschen“, sagt Mir Jahangir, einer der Refugees, lächelt wütend und sieht auf den Boden. Als ob sie keine eigene Stimme hätten. Nicht einmal der ORF hat es geschafft, wenigstens einen der Betroffenen in eine Diskussionsrunde einzuladen. Was ist Demokratie ohne Dialog? Eine plumpe Herrschaftsstrategie: Statt mit den Leuten direkt zu reden, spricht man ihnen ihre politische Mündigkeit ab. So kann man ihnen alles in den Mund legen. Denn bisher war es ja enorm praktisch: Entweder man benutzt Geflüchtete

Es ist bisher einer der wärmsten Tage im Jahr. Die Sonne scheint und es riecht nach Frühling. Wir befinden uns in der neugotischen Votivkirche. Zwei UnterstützerInnen der Refugees erzählen.

für rechtspopulistische Propaganda oder für nette Projekte, bei denen man sich mit kleinen Kindern abfotografiert. Jetzt aber gibt es eine selbstorganisierte, selbstbewusste Stimme.

Denn dutzende Male wurde der Protest schon totgesagt. Nach dem Marsch von Traiskirchen, nach der Räumung des Camps, während der Schutzsuche in der Kirche und schließlich nach der Übersiedlung ins Servitenkloster. Charity, persönlicher Wohlstand und das ewig wiederholte Wording von „warmen Betten“ werden die Protestwelle jedoch nicht stoppen. Solche Angebote waren von Beginn an da. Aber was sind Schlafplätze im Vergleich zu einem Aufenthaltsstatus? Was ist schon ein Taschengeld von 40 Euro im Monat, wenn man es am nächsten Tag nicht mehr ausgeben kann, weil man in Schubhaft sitzt? Vor einigen Tagen tauchte ein Vertreter des Innenministeriums auf, der Geld für die Rückreise ins Heimatland zur Verfügung stellen wollte. Die Refugees bedankten sich fürs Kommen, lehnten das Angebot aber ab. „I give you 20.000 Euro if you can guarantee for my life in Pakistan“ – „Ich würde Ihnen 20.000 Euro zahlen, wenn Sie mir mein Leben in Pakistan garantieren könnten“, war das Gegenangebot von Mir Jahangir. Ein anderer Refugee lud den noblen Anzugträger ein, mit dem angebotenen Geld selbst nach Pakistan zu reisen, um sich ein Bild von den Lebensbedingungen und dem Alltag dort zu machen.

Ein mögliches Reiseziel für den Vertreter wäre zum Beispiel die Region Parachinar, Pakistan, aus der einige Flüchtlinge stammen. Während der Zeit, die der Protest dauert, gab es dort unzählige Bombenanschläge auf die schiitische Community mit jeweils mindestens 40 Toten. Mehrere Familienangehörige von Protestierenden wurden getötet. „Two days ago my cousin was killed. He was in Pakistani Police. My brother got a shot in his leg. He is in hospital“, erzählt ein Flüchtling. Viele wissen aber nicht einmal

über ihre Familien Bescheid, weil jeglicher Kontakt seit Monaten unterbrochen ist. A., der seinen Namen wie viele andere in der Zeitung nicht nennen will, erzählt von seiner Situation: „2007 the Taliban started to attack my hometown. We had to fight against them. But now, my house is broken. Everything gone. Bruder kaputt.“ Ein anderer holt sein Handy hervor und zeigt ein verpixeltes Youtube-Video. Dort kniet ein Mann, dessen Gesicht hinter dem ganzen Blut kaum erkenntlich ist. Er wird von Menschen, vermutlich Taliban, mit Gewehren attackiert. Ständig versucht er aufzustehen, doch irgendwann bewegt er sich nicht mehr. „This is Pakistani situation.“

UND DIE SITUATION IN ÖSTERREICH? Man würde doch meinen, es wäre jetzt langsam wirklich genug. Genug von all den rassistischen Presseaussendungen, genug von der Horde Neonazis, die in der Nacht versuchen, über das Kirchentor zu klettern und in die Kirche einzudringen, genug von dem Mann, der um elf Uhr die Kirche betritt und schreit: „Ich zünd' euch alle an!“, genug von lachhaften Rechtsextremen, die just gelernt haben, eine Facebookseite zu bedienen, und sich in die Kirche geschlichen haben, genug von feigen PolitikerInnen und vor allem genug von den grausamen, menschenrechtsverachtenden Asyl- und Fremdenrechtsgesetzen.

A. lebt jetzt nach dem Umzug im feuchten Keller des Servitenklosters auf einem der Feldbetten. Eigentlich sollte der Keller als Veranstaltungsraum dienen und war für Plena gedacht. Doch es gibt zu wenige Zimmer und zu viele müssen noch renoviert werden. Auch eine Woche nach dem Umzug sind die von der Kirche versicherten AnwältInnen immer noch nicht da. Es gibt eine kleine Küche, eine Dusche in einer verschimmelten Ecke und zwei Toiletten. Auf eine Waschmaschine wartet man vergeblich. Wohlgemerkt, das alles für über sechzig Personen. „This is good for animals“, sagt M. laut und streicht seine Matratze glatt. A. liegt daneben im Bett: „Es geht hier nicht nur um uns. Es geht hier auch um euch. Wir wollen Steuern zahlen und niemandem auf der Tasche liegen. Verstehst du?“, erklärt er in beinahe einwandfreiem Deutsch: „Jetzt ist die Zeit aufzustehen! Aber nicht nur für uns. Sondern für alle.“

Sarah Scalet und Louis Reumann sind UnterstützerInnen und AktivistInnen des refugee Camps in Wien.

Treue um Treue

Unsere Berichterstattung über ein Veteranentreffen in Feldbach hat zu Empörung seitens eines Veranstalters geführt. Thomas Schmidinger entgegnet.

SEHR GEEHRTE REDAKTION!

In Heft 4/2012 der ÖH-Zeitschrift PROGRESS veröffentlichten Sie unter dem Titel „Treue um Treue“ einen Beitrag über eine jährliche Totenfeier in Feldbach. Leider haben sie sich mit niemandem von den Veranstaltern in Verbindung gesetzt. Wir hätten Sie gerne vor Irrtümern bewahrt wie dem, dass hier des „Heldenkampfes“ der Deutschen Wehrmacht und der „Toten auf Seiten der Nazis“ gedacht würde. Von den sechs im Foto gezeig-

ten „NS-Veteranen“ trägt entgegen Bildtext kein Einziger einen Orden des Dritten Reiches und zwei überhaupt keine Auszeichnungen. In Wirklichkeit gedenken wir der Opfer von Krieg und Gewalt auf allen Seiten und laden dazu stets alle Streitparteien und die Bevölkerung ein.

„Kretafeier“ heißt die Gedenkveranstaltung im Volksmund, weil einstige kretische Partisanen und Kretakämpfer

der Wehrmacht sich hier vor mehr als 30 Jahren versöhnten. Künstler haben Inschriften getextet, die im Jubiläumsjahr 2015 durch eine zusätzliche Tafel vor Fehlinterpretationen bewahrt werden sollen. Die Teilnehmer an der Feier 2011 ins äußerste rechte Eck zu rücken, ist unfair – der Bürgermeister von Feldbach ist ein lupenreiner Demokrat und Antifaschist, desgleichen die SPÖ-Abgeordnete Stessl-Mühlbacher, die zum Gedenken an den tödlich verunglückten Bundesheer-Korporal Patrick Wolf gekommen war.

In dem Artikel wird auch ein ehemaliger General des österreichischen Bundesheeres genannt, der seit 2008 die Veranstaltung „ausrichte“ und im „Netzwerk rechter Veteranen-Organisationen fest verankert“ sei. Damit bin ich gemeint. Ich koordiniere die Teilnahme von etwa 15 verschiedenen Organisationen, schreibe nicht „immer wieder in rechtsextremen Medien“, sondern habe ein Vorwort zum Buch „Geheime Krieger“ auf Weisung meiner vorgesetzten Dienststelle geschrieben und an der Brendtenfeier in Mittenwald auf Einladung der deut-

schen Bundeswehr und auf Befehl des österreichischen Verteidigungsministeriums teilgenommen.

Das besonders beklagenswerte Los der jüdischen ZwangsarbeiterInnen aus Ungarn wird von uns keineswegs verdrängt. Jedes Jahr im März findet seit 1976 am jüdischen Friedhof Trautmannsdorf und am einstigen Massengrab im Raum St. Anna/Aigen/Klöch eine von meiner Frau und mir organisierte (und finanzierte) Gedenkstunde statt, in der nach jüdischer Sitte Steine auf die Grabsteine gelegt werden. Für 2015 ist eine große Gedenkkundgebung geplant. Als Mitglied des Vereins „Schalom“ arbeite ich seit 1994 auch in der Kriegsfolgenforschung des Boltzmann-Instituts mit.

Josef Paul Puntigam ist Präsident des Militär Fallschirmspringer Verbunds Milf-O und ehemaliger Brigadier des Österreichischen Bundesheeres. Er wandte sich mit seinen Einwänden nicht nur an das progress – sondern klagte auch die Tageszeitung Der Standard und die Wochenzeitung Falter.

GLEICHSETZUNG ALS VERTEIDIGUNGSSTRATEGIE

Dass in Feldbach jedes Jahr ehemalige Angehörige der Wehrmacht und der Waffen-SS nicht nur ihrer Toten gedenken, sondern dabei auch noch die kurzfristige Rückeroberung Feldbachs durch die Wehrmacht feiern, wird von **progress** zu Recht kritisiert.

Im Artikel *Treue um Treue* wird aus gutem Grund auf die historischen Ereignisse verwiesen, um die es bei dieser Feier geht: Die Rückeroberung der steirischen Stadt Feldbach nachdem sie bereits durch die Rote Armee befreit worden war und der Eroberungskrieg der Deutschen Wehrmacht im Mai 1941 in Kreta, der mit massiven Kriegsverbrechen gegen griechische ZivilistInnen einherging.

Josef Paul Puntigam, der sich offenbar in Charakterisierung als ehemaliger General des österreichischen Bundesheeres wiedererkennt, der seit 2008 die Veranstaltung ausrichte und in einem Netzwerk rechter Veteranen-Organisationen fest verankert wäre, erklärt in einer Antwort an die **progress**-Redaktion, dass bei dieser Veranstaltung in Wirklichkeit den „Opfern von Krieg und Gewalt auf allen Seiten“ gedacht würde und „dazu stets alle Streitparteien und die Bevölkerung“ eingeladen würden. Puntigam schreibt damit eine Geschichtsauffassung fort, in der er nicht über Täter und Opfer, sondern nur über Leidtra-

gende sprechen will. Er stellt damit die Opfer der deutschen Wehrmacht und die Soldaten derselben auf eine Ebene.

Diese Gleichsetzung wird in einem früheren Schreiben Puntigams an die ÖH noch deutlicher als in seinem Kommentar. Darin behauptet er, dass das Motto des Veteranentreffens in Feldbach „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus von rechts und von links!“ laute. Mit dieser an die Diktion der FPÖ erinnernde Wortschöpfung eines „Linksfaschismus“ versucht Puntigam offenbar linke GegnerInnen des Nationalsozialismus als „faschistisch“ zu denunzieren.

Diese Gleichsetzung ist eine Verteidigungsstrategie Puntigams, die mit der tatsächlichen Inszenierung als Feier ehemaliger Soldaten von Wehrmacht und Waffen-SS wenig zu tun hat. Nicht umsonst hat das Bundesministerium für Landesverteidigung im Mai 2012 die Teilnahme von aktiven Soldaten des Bundesheeres in Uniform untersagt.

Thomas Schmidinger ist Politikwissenschaftler und Sozial- und Kulturanthropologe. Er lehrt am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und an der Fachhochschule Vorarlberg. Zudem ist er Vorstandsmitglied der Gesellschaft für kritische Antisemitismusforschung.

Redaktion

In der Ausgabe 04/12 berichteten wir über ein Veteranentreffen in Feldbach in der Steiermark, worauf wir einerseits eine negative Reaktion eines Mitorganisators des Treffens erhielten, andererseits auch viel Zuspruch und Interesse. Darauf möchten wir hiermit reagieren und im Sinne der Debattenkultur zwei Kommentare veröffentlichen, die sich mit der Thematik auseinandersetzen.

Entgegen der Behauptung von Josef Paul Puntigam glauben wir, dass der Artikel keinem Irrtum aufsitzt. Die Bildunterschrift war allerdings tatsächlich irreführend: Tatsache ist, dass auf den Feiern 2007 bis 2011 Orden der Wehrmacht und des Dritten Reiches getragen wurden und nur 2012, wohl in Folge der Presseberichte über die Feier, nicht. Folgende Orden wurden unseren Informationen zu Folge immer wieder auf der Feier getragen: Fallschirmschützen-Abzeichen, Erdkampfabzeichen der Luftwaffe, das Kreta-Ärmelband und das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz.

Puntigam behauptet, das „Los der jüdischen ZwangsarbeiterInnen aus Ungarn“ keineswegs zu verdrängen. Das mag sein, der Text behandelt aber die Kreta-Feier im Mai. Was Puntigam außerhalb der Feier so macht, können wir nicht beurteilen und interessiert uns nicht – der Text beschreibt eine Feier, nicht das Lebenswerk Puntigams.

Veranstaltet von:

Verein GEDENKDIENTST
Wiener Wiesenthal Institut für
Holocaust-Studien (VWI)
Institut für Zeitgeschichte der
Universität Wien

Das Gerichtsverfahren, das 1961/62 in Jerusalem gegen den ehemaligen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann geführt wurde, stieß weltweit auf großes mediales Interesse. Zum ersten Mal wurde in einem Prozess die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden in ihren unterschiedlichen Phasen und Details dargestellt und verhandelt. Durch Aussagen von Überlebenden erreichte das Thema Holocaust eine internationale Öffentlichkeit, wurde somit auch Gegenstand vergangenheits-politischer Diskussionen und löste eine Reihe von juristischen, gesellschaftlichen, pädagogischen, psychologischen und politischen Prozessen und Kontroversen aus

Die Tagung EICHMANN NACH JERUSALEM will sich intensiv mit den Auswirkungen des Eichmann-Prozesses auf Österreich, die BRD, die DDR, Ungarn, die USA und Israel beschäftigen. So soll die internationale Bedeutung, aber auch das Gerichtsverfahren begleitende Auseinandersetzungen, vergleichend diskutiert und erörtert werden. Darüber hinaus soll die Auseinandersetzung mit österreichischer Vergangenheitspolitik vor dem Hintergrund der Nachkriegsjustiz und der Frage nach dem Umgang mit österreichischer Täterschaft, einzelnen Täterinnen und Tätern stattfinden.

Kooperationspartner:

Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der
Universität Wien
BM:UKK
Zukunftsfonds der Republik Österreich
Nationalfonds der Republik Österreich
ÖH Bundesvertretung
ÖH Uni Wien
Stadt Wien

www.gedenkdienst.at



EICHMANN NACH JERUSALEM. HINTERGRÜNDE, BE-DEUTUNGEN UND FOLGEN DES PROZESSES. 22.-24. MÄRZ 2013

AULA AM CAMPUS DER UNIVERSITÄT WIEN
SPITALGASSE 2-4, 1090 WIEN